

Verschiedene Texte

frühere

aus meinem Textarchiv – ohne Datumsangabe

noch in Bearbeitung

© Stefan Fleischer
Alle Rechte vorbehalten
Anfragen bitte über das Kontaktformular auf
www.stefanfleischer.ch

Inhalt

Verschiedene Texte	4
<i>Einleitung</i>	4
Der Irrsinn und der Wahnsinn	5
<i>Ein Gedanke nach dem Studium von Nitsche</i>	5
Christ sein	6
<i>Der Ehrentitel Christ</i>	6
Prädestination	8
<i>Wir kommen alle in den Himmel</i>	8
Die Entmythologisierung der Bibel	10
<i>Offenbarung</i>	10
An allem schuld	12
<i>Zölibat</i>	12
Das Gottesbewusstsein	13
<i>Der Umgang mit Gott</i>	13
„Viri probati“ – Ja, aber!	16
<i>Keine viri soli formati</i>	16
Kondome im Kampf gegen Aids	17
<i>Hintergrundgedanken zum Thema</i>	17
Gott ist Liebe - der liebe Gott	22
<i>Homosexualität und Religion</i>	22
Sexualität und Religion	24
<i>Moral</i>	24
Oekumene - wohin?	26
<i>Wahrheit</i>	26
„Freu dich, erlöste Christenheit,	28
<i>Eine Karfreitagspredigt</i>	28
Die Purifikation	31
<i>Eine Liturgische Reinigung</i>	31
Die Partikel der Hostie	35
<i>Oder vom Buchstaben und Sinn des Gesetzes</i>	35
Ein Gott, der sich uns in die Hand gibt	38
<i>(Versuch einer Ehrenrettung der Handkommunion)</i>	38
Traditionell versus modern	40
<i>Der Versuch einer Analyse</i>	40
Zwei Formen - ein Ritus	42
<i>Wie mit den verschiedenen Formen umgegangen werden soll -</i>	42
Eine demokratische Kirche?	45

<i>Im Apostelkonzil in Jerusalem begründet?</i>	45
Ist Kritik an der Kirche erlaubt?	47
<i>Brief an einen Freund</i>	47
Man fragt nicht warum?	51
<i>Gehorsam</i>	51
Glaube und Kirche	53
<i>Die Wahrheit</i>	53
Lehramt und Verstand	55
<i>Zur Kritik am Lehramt</i>	55
Wahrheit und Toleranz	57
<i>Was ist Wahrheit</i>	57
Das ewige Heil	59
<i>Die Konsequenzen</i>	59
Vernetztes Denken - vernetztes Glauben	64
<i>Sich eine umfassende Sicht aneignen</i>	64
Vernunft ohne Glaube ist wie Glaube ohne Vernunft	66
<i>Vernunft contra Glaube?</i>	66
Vom Umgang mit der Wahrheit	69
<i>DIE Wahrheit</i>	69
Wie erkennt man falsche Propheten?	72
<i>Wer seine eigene Meinung verkauft</i>	72
Was glauben? - Wem glauben?	74
<i>Glaube</i>	74
Die Gerichtsrede	76
<i>Oder das Böse in der Welt</i>	76
Armut macht traurig?	79
<i>Armut ist die grösste Plage</i>	79
Der Auszug aus Ägypten	80
<i>und die Befreiungstheologie</i>	80

Verschiedene Texte

Einleitung

Hier möchte ich nun weitere Texte aus meiner Homepage zu einem ganzen Text zusammenführen.

Selbstverständlich ist diese Arbeit noch lange nicht abgeschlossen. Ob sie je abgeschlossen werden wird, weiss ich noch nicht. Auf alle Fälle hoffe ich, wenn wieder ein paar solcher Gedankengänge vorliegen, diese Seite ergänzen zu können.

Der Irrsinn und der Wahnsinn

Ein Gedanke nach dem Studium von Nitsche

In meiner Gymnasialzeit vor über fünfzig Jahren schrieb ich in einem Aufsatz über Nitsche:

„Der Irrsinn und der Wahnsinn trafen sich auf der Strasse.
Sprach er Irrsinn zum Wahnsinn: „Sei gegrüsst, Bruder.“
Sprach der Wahnsinn zum Irrsinn: „Mein Bruder bist Du nicht,
denn deine Schwester ist das Wort, meine aber die Wahrheit.“
Sprach's und liess ihn stehen.“

Ich weiss noch, dass dies damals meinem Professor nicht so recht gefallen hat. Warum weiss ich nicht mehr. Ich weiss auch nicht, weshalb dies mir gerade heute wieder in den Sinn gekommen ist. Ist es vielleicht einfach die Erinnerung des Alters, oder hat es mit meinen Erfahrungen der letzten Zeit zu tun?

06.08.2013

Christ sein

Der Ehrentitel Christ

Den Ehrentitel „Christ“ verdient nur, wer im Namen des dreifaltig einen Gottes getauft ist, sich zum christlichen Glauben bekennt und dann aus diesem Glauben heraus lebt und handelt. Der christliche Glaube definiert sich, über fast alle Konfessionsgrenzen hinweg, im Apostolischen Glaubensbekenntnis. Es ist der Glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, an seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn und Erlöser, Jesus Christus, und an den heiligen Geist. Das aus den beiden ersten ökumenischen Konzilien entstandene Nizäa-konstantinopolitische Glaubensbekenntnis, das ebenfalls fast allen grossen christlichen Kirchen des Ostens und des Westen gemeinsam ist, legt den gleichen Glauben noch aus.

Das Wesen des Christ-Seins ist also zuerst der Glaube. Es ist der Glaube, der zum Handeln drängt, der aus unserem Handeln erst ein christliches Handeln macht. Handeln aus einem noch so lobenswerten Humanismus heraus ist noch lange nicht christlich. Das christliche Handeln aus dem Glauben ist sich nämlich bewusst, dass Sünde und Schuld in unserer Welt allgegenwärtig sind, auch im eigenen Leben, und zwar so lange, bis der Herr am Ende der Zeit wieder kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten. Deshalb weiss der Christ zuerst sich selber, und dann die Welt, jederzeit als erlösungsbedürftig, bedürftig jener Erlösung, die uns Christus durch sein Leiden und Tod erworben und durch seine Auferstehung geschenkt hat. In diesem Bewusstsein seiner eigenen Schwäche und Sündhaftigkeit verfällt er dann nicht in den Machbarkeitswahn des Materialismus, sondern legt all sein Bemühen in die Hand des allmächtigen Vaters.

Es gibt kein Christ-Sein ohne den christlichen Glauben. Es gibt keine christlichen Glauben ohne Christus, unseren Herrn und

Gott, der gekommen ist sein Volks aus seinen Sünden zu erlösen, wie es der Verkündigungsenkel versprochen hat.

Prädestination

Wir kommen alle in den Himmel

Ein Fasnachtssonntag morgen. Eine verspätete Maske auf dem Heimweg trällert vor sich hin: «Wir kommen alle, alle, alle in den Himmel...» Vis-a-vis in der Kirche kommt der Prediger zu seinem Lieblingsthema, der Liebe Gottes zu uns Menschen. «Diese Liebe ist bedingungslos. Diese Liebe will unser Glück, unser Leben.» «Wir kommen alle, alle, alle in den Himmel...» trällert der Mann draussen. So präzise ist der Theologe nicht unbedingt. Doch einen anderen Schluss aus seinen Worten zu ziehen wäre etwas sehr weit her geholt. «Weil wir so brav sind...» trällert der draussen. «Weil Gott so lieb ist ...» oder ähnlich lautet die Begründung des Herrn am Ambo. Würde man den draussen darauf ansprechen, sein Liedchen wäre eines jener Lumpenlieder, die man eben an der Fasnacht singt. Wer will denn das schon ernst nehmen? Der Mann in der cremefarbenen Albe dagegen spricht im Brustton der Überzeugung. Es ist seine christliche Botschaft, die er verkündet, komme sie gelegen oder ungelegen, ohne Rücksicht auf Fasnacht oder Fastenzeit. «Weil wir so brav sind ...» versucht sich die Maske draussen nochmals. Der drinnen kommt zu seinem Höhepunkt: «Gott schenkt seine Liebe allen, ohne Ausnahme!» Der draussen ist weiter getorkelt. Der drinnen hat sein «Amen» gesprochen. Nun singt die Versammlung: «et iterum venturus est cum gloria, iudicare vivos et mortuos». Der Mann am Ambo singt mit, im Brustton der Überzeugung. Latein ist Glückssache! Und dieser Text gehört nun einmal zur Tradition. Heute würde man anders formulieren. Hinter ihm an der Chorwand hängt Christus, der Gekreuzigte, «den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit, uns Christen aber ...» - ja was denn? Unser Markenzeichen? Irgendwie verstaubt zwar, aber immer noch PR-wirksam. Der Prediger dreht ihm den Rücken zu. So kann er weiterhin das Liedchen dieser bedingungslosen Liebe singen, die alle, alle, alle in den Himmel

führt. «Keine Ausnahme, capito?!» Prädestination sagte man früher. Aber eben, Latein ist Glückssache - heute.

Die Entmythologisierung der Bibel

Offenbarung

Viele Theologen fordern heute die Entmythologisierung der Bibel, oder sympathisieren zumindest mit dieser Forderung. Gleichzeitig aber liegt der Schwerpunkt der modernen Verkündigung auf der Gotteserfahrung. Beisst sich da die Katze nicht in den Schwanz? Was sind denn Mythen anderes, als Ausdruck einer Gotteserfahrung?

Wenn wir davon ausgehen, dass Gott der Schöpfer des Himmels und der Erde, also auch des Menschen, ist, dann wird sofort klar, dass der Mensch von sich aus, auch unter Einsatz all seiner Fähigkeiten, von Gott nicht mehr haben kann, als eine Ahnung, und vielleicht gewisse Erfahrungen, die er diesem Gott zuordnet. Auch verstandesmäÙig kommt der Mensch aus eigener Kraft seinem Schöpfer nicht sehr nahe. Und doch spürt er irgendwie die Existenz dieses Gottes, sein Wirken in der Welt und seinem persönlichen Leben. Daraus entstanden und entstehen noch heute, Mythen, das heisst Bilder, die dem Menschen einen seinen Fähigkeiten und Lebensumständen entsprechenden Zugang zu Gott ermöglichen. Darüber hinaus zu gehen erlaubt erst die Selbstoffenbarung Gottes, die wir in der jüdisch-christlichen Tradition besitzen.

Doch wie offenbart sich Gott dem Menschen? Würde er ihm gegenüber so auftreten, wie er wirklich ist und die eigene „Sprache“ sprechen, der Mensch wäre von dieser Offenbarung hoffnungslos überfordert. Deshalb offenbart sich Gott in der Sprache der Menschen, in Bildern und Fakten, die den menschlichen Fähigkeiten wie Verstand und Gefühl, sinnliche und psychische Wahrnehmungsfähigkeit etc. angepasst sind, also in einer Form, die wir in einem gewissen Sinn als mythologisch bezeichnen könnten. Leider ist dieser Begriff negativ belegt. Deshalb wäre es wohl besser zu sagen, die Selbstoffenbarung Gottes sei mystisch, wobei aber mystisch nicht mit

gefühlsmässig verwechselt werden darf. Wahre Mystik erfasst immer den ganzen Menschen mit all seinen Fähigkeiten.

Was der Mensch zu allen Zeiten, also auch heute, braucht, ist ein mystischer Zugang zu Gott, seinem Schöpfer. Wer diesen Zugang auf einen rein verstandesmässigen reduzieren will, verbaut sich genau so viele Möglichkeiten wie jemand, der sich Gott nur gefühlsmässig oder allein in der Gotteserfahrung zu nähern versucht. Statt einer Entmythologisierung (und damit im schlimmsten Fall einer Entgöttlichung) der Bibel das Wort zu reden, sollten wir den mystischen Zugang zur Bibel propagieren. Oder sollten wir ihn vielleicht den katholischen, den allumfassenden nennen?

An allem schuld

Zölibat

Immer wieder tauchen in der Presse Artikel auf, die die Dinge so darstellen, als sei der Zölibat an allem schuld. Dabei wissen alle, die sich ernsthaft mit der Lehre der römisch--katholischen Kirche auseinandergesetzt haben, dass diese Kirche jede Art des außerehelichen Geschlechtsverkehrs ablehnt, weil sie überzeugt ist, dass dies dem Schöpfungsplan Gottes widerspricht. Ein Priester, ein Ordensmann oder eine Ordensfrau haben sich also in Bezug auf den Umgang mit der eigenen Sexualität an die genau gleichen Regeln zu halten, wie jeder Laie auch, mit Ausnahme vielleicht, dass sie mit ihrem Amt zusätzlich eine gewisse Vorbildfunktion übernommen haben. Der Zölibat ist darüber hinaus nur das absolut freiwillige Versprechen, im Hinblick auf ihre besondere Berufung, auf eine Ehe zu verzichten. Damit solidarisieren sich diese Personen bezüglich Sexualität mit all jenen, die - aus welchen Gründen auch immer - freiwillig oder unfreiwillig auf eine Ehe verzichten. Und diesen Entschluss fassen sie nach einer meist jahrelangen Vorbereitungszeit, in der sie sich eigentlich klar werden sollten, zu was sie fähig sind und zu was nicht.

Etwas ganz anderes ist natürlich die Frage der persönlichen Schuld aller Betroffenen, und nochmals eine andere Frage sind die Folgen, die eine Verletzung dieser Gebote - gleichgültig ob durch einen Priester oder einen Laien - für sich und andere nach sich zieht. Wer glaubt, sich über irgendwelche Gesetze hinwegsetzen zu dürfen, sollte nicht anschließend versuchen, das Gesetz für die Konsequenzen seiner Übertretung haftbar zu machen.

Die Frage aber, ob jemand die Lehre dieser Kirche, und zwar die ganze Lehre und nicht nur die angenehmen Teile daraus, anzunehmen bereit ist, oder nicht, ist eine Glaubens- und Gewissensfrage, und damit auch eine Frage der Ehrlichkeit.

Das Gottesbewusstsein

Der Umgang mit Gott

Das grosse Problem der Menschen von heute ist, dass ihnen das Gottesbewusstsein abhanden gekommen ist. Gott, ja, darüber wird viel geredet und gestritten, auch in der Kirche und unter den Theologen, aber in einer Form, als wäre Gott einfach ein Problem unter vielen in unserer heutigen Zeit. Dabei ist nicht Gott das Problem, sondern unsere Art, mit ihm umzugehen.

Noch in meiner Jugendzeit war Gott für sozusagen alle Menschen eben Gott, ein konkretes Wesen, zu dem man eine konkrete Beziehung pflegen konnte. Selbst die Atheisten bauten ihre Argumente gegen Gott auf diesem Gottesverständnis auf. Und diejenigen, die sich von der Religion distanzieren, glaubten trotzdem an Gott. Sich zu bemühen, ein „anständiges“ Leben zu führen. Das war ihr „Gottesdienst“. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass uns je erzählt wurde, es gäbe irgend ein Volk auf dieser Erde, das nicht in irgend einer Form den Glauben an Gott, Götter oder Gottheiten pflegen würden. Für alle Christen aber war Gott der „Vater, der Allmächtige, der Schöpfer (und damit der Herr) des Himmels und der Erde“. Einen Widerspruch zwischen dem Vater und dem Herrn gab es nicht.

„Die Science-Fiction-Autoren Georges Orwell und Aldous Huxley vertreten konträre Thesen: Während Orwell befürchtet, die Wahrheit könne vor uns verheimlicht werden, prophezeit Huxley, sie werde in einem Meer von Belanglosigkeiten und Informationen untergehen.“

Ich weiss nicht mehr, von wem diese Feststellung stammt. Wir müssen darin aber nur den Begriff „Wahrheit“ mit „Gott“ ersetzen, und schon haben wir eine treffende Analyse unserer heutigen Zeit. Auf der einen Seite wird Gott vor uns verheimlicht. Nicht dass das Wort „Gott“ aus unserer Sprache gestri-

chen würde. Aber der konkrete Gott, zu dem man eine Beziehung aufbauen kann, wird verschwiegen, oder so einseitig dargestellt, dass er nicht mehr Gott ist, sondern ein undefinierbares Etwas.

Dieses Verheimlichten Gottes wird auf der anderen Seite unterstützt durch eine Flut von belanglosen „Fakten“ und „Informationen“ über Gott seine Schöpfung und die Psyche des Menschen, von wissenschaftlichen und theologischen „Erkenntnissen“ und endlosen, unnützen Diskussionen „um des Kaisers Bart“. Am Schluss weiss der Mensch nicht mehr, was er nun eigentlich glauben soll. Das führte dazu, dass sehr viele Christen heute sehr genau wissen, was sie NICHT glauben. Fragt man sie aber, was sie nun konkret glauben, dann sind sie mit ihrem Latein am Ende.

Was bei all dem untergeht ist, dass Gott uns entgegentritt mit dem klaren Anspruch: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst ...“. Die erste Forderung Gottes an uns aber heisst: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken.“ Diese Forderung könnte man vielleicht auch übersetzen mit: „Du sollst dich immer und überall, in jeder Situation, bei all deinem Tun, Reden und Denken, deines Gottes bewusst bleiben.“ Genau dieses Gottesbewusstsein fehlt unserer heutigen Zeit. Gott ist nicht mehr real genug, um ein zentrales Element unseres Lebens sein zu können.

Dabei könnte ein konkretes Gottesbewusstsein, eine konkrete Gottesbeziehung vieles in unserem Leben und in der Welt verändern. Wo nämlich Gott die alles entscheidende Grösse des Universums ist, ein Gott, der konkret in der Geschichte handelt, da wächst zuerst einmal das Vertrauen in ihn. Mit diesem Vertrauen aber kommt die Gelassenheit, in der ich nicht alles selber machen muss, und die Sicherheit, dass „Gott alles zu Guten wenden wird“. Aus diesem Vertrauen, aus dieser Gelassenheit wiederum wächst jene Dankbarkeit Gott gegenüber, die man getrost auch Liebe nennen kann. Es ist jene kindliche Gottesliebe, die in Gott wahrhaft den Vater sieht, einen Vater,

den man nicht immer versteht, der auch fordert und Schranken setzt, von dem man aber genau weiss, das er mich liebt.

In einer solchen Gottesliebe nun wird vieles in der Welt weniger wichtig. Es ist nicht mehr so wichtig, dass ich all das habe, was ich mir wünsche. Ja, es ist nicht einmal mehr so wichtig, dass ich zu meinem Recht komme. Ich kann auf mein Recht verzichten, damit andere zu ihrem Recht kommen, damit auch Gott zu seinem Recht kommt, weil ich weiss, dass ich dabei selber nicht zu kurz komme. „Mein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es mir vergelten.“ Eine solche Haltung aber ist der sicherste und effizienteste Weg zu Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.

Der Weg zu dieser Haltung heisst schlicht und einfach: „Du, mein Herr und mein Gott!“ Je mehr ich mich bewusst und immer so an Gott wende, desto besser wird mein persönliches Leben. Je mehr Menschen wir zu dieser „Du, mein Gott“ bewegen können, desto besser wird die ganze Welt.

„Viri probati“ – Ja, aber!

Keine viri soli formati

Immer wieder wird heute der Ruf nach „viri probati“ laut. Und wenn wir die Schrift nehmen, so haben auch Christus selbst und die Apostel „viri probati“ in den priesterlichen Dienst berufen. Warum sollten also nicht auch heute solche Männer geweiht werden können? Ich selber würde dies befürworten, allerdings mit einem grossen „Aber“. Es müsste sich bei diesen Männern tatsächlich um „viri probati“, also erprobte Männer, handeln, und nicht einfach um „viri formati“, das heisst Männer mit einer entsprechenden Ausbildung.

Was aber heisst „erprobte Männer“? Aus meiner Sicht sind dies Männer, die sich in ihrem (weltlichen) Beruf bewährt haben, die ein vorbildliches Familienleben führen und sich offensichtlich bemühen, ein Leben aus dem Glauben und eine intensive Gottesbeziehung zu pflegen. Sie müssten in der Treue zu Christus und der Kirche stehen, dienstfertig und nicht eigensinnig sein, „besonnen und nüchtern“ wie Paulus es formuliert. Sie müssten dann selbstverständlich eine entsprechende Ausbildung erhalten. Doch könnte sich diese auf das Notwendigste beschränken, da solche „viri probati“ vornehmlich als Vikare und Kaplane und nur ausnahmsweise als Pfarrer eingesetzt würden. Eine solche Regelung würde die Gefahr vermindern, dass diese Männer das Priestertum als reine Existenzsicherung oder gar als „Karriereschritt“ suchen.

Wenn derart erprobte Männer zum Priester geweiht würden, dann wäre das nicht nur, ja nicht einmal in erster Linie, ein Beitrag gegen den Priestermangel, sondern ein wirksames Mittel der Neuevangelisation, sicher durch ihr Wort, aber zuerst wohl durch ihr Beispiel, für die Laien, aber auch für die Priester.

Kondome im Kampf gegen Aids

Hintergrundgedanken zum Thema

Die Diskussion um Kondome und AIDS zeigt immer wieder, dass es hier nur oberflächlich um diese Detailfrage geht, sondern dass sich grundsätzlich zwei ganz verschiedene Weltanschauungen gegenüber stehen, zwischen denen es auf der Detailebene keine Verständigung geben kann, zumindest so lange, als man sich nicht über eine gemeinsame Ausgangsbasis der Diskussion zu einigen vermag.

Die eine Weltanschauung, die die römisch-katholische Kirche in ihre Lehre aufgenommen hat, besagt, dass die Sexualität im Schöpferplan Gottes eingebettet ist, in das wunderbare Geheimnis der ehelichen Gemeinschaft, die als die Grundzelle der menschlichen Gemeinschaft angesehen wird. Die andere dagegen sieht in der Sexualität ein Grundelement und damit ein Grundrecht des einzelnen Individuums, und dieses Individuum betrachtet sie als Kernelement der Menschheit. Es geht also um die Frage, wessen Selbstverwirklichung im Vordergrund steht, diejenige des Individuums oder diejenige der Menschheit. Damit aber wird klar, dass auch die Gottesfrage in der ganzen Problematik von entscheidender Bedeutung ist. Ist Gott, (sofern es ihn gibt) der Gott des Individuums, oder ist er der Gott der Menschheit, ja, der Gott des Himmels und der Erde?

Bleiben wir kurz bei der Gottesfrage. Die technische Entwicklung der Menschheit hat es mit sich gebracht, dass in der menschlichen Gesellschaft immer mehr das Individuum in den Vordergrund rückt. Die überlebensnotwendige Abhängigkeit des Einzelnen von der Gesellschaft, von der Familie und der Sippe, wie sie früher einmal handgreiflich war, scheint heute nicht mehr vorhanden zu sein. Sie ist zumindest nicht mehr so klar zu erkennen. Der Mensch von heute glaubt, seine Beziehung zur Gesellschaft sei zwar unausweichlich, aber doch, je

nachdem, ein förderlicher oder hinderlicher, äusserer Umstand seines Seins. Primitive Gesellschaften waren sich viel mehr bewusst, dass die Existenz des Einzelnen ohne die Gesellschaft weder gegeben ist, noch erhalten werden kann, dass der Mensch selbst integrierender Bestandteil dieser Gesellschaft ist. Diese Entwicklung blieb nicht ohne Einfluss auf das Gottesverständnis. Im Sippenverband war auch Gott der Gott der Sippe. Heute wird Gott immer mehr als MEIN Gott gesehen, und die Gefahr ist gross, dass damit aus diesem „Schöpfer des Himmels und der Erde“ mehr oder weniger bewusst MEIN Geschöpf wird.

Diese Schwerpunktverlagerung von der Gesellschaft hin zum Individuum ist in allen Bereichen des menschlichen Lebens zu beobachten, im Staat, in Vereinen, in der Kirche und bis hinein in die Familie. Und sie bleibt nicht ohne Einfluss auf die Werterhaltung des Menschen. Es geht immer mehr primär darum, was MIR nützt, es geht um meine Selbstverwirklichung, und immer weniger um das Wohl der ganzen Gemeinschaft, für das dann der Staat, oder sonst wer, zuständig ist. Diese Individualisierung ist auch bei der Sexualität zu beobachten. Sie hat nun primär dem Individuum zu dienen und nicht mehr der Gesellschaft.

Heisst das nun, dass die Kirche im Mittelalter, oder vielleicht sogar bei den Höhlenmenschen stehen geblieben ist? Aus der Sicht des modernen Individualismus liegt diese Behauptung nahe. Die Gegenfrage allerdings heisst, ob nicht der Mensch von heute einfach den erneuten Versuch macht, aus den Grenzen seines Menschseins auszubrechen, ob er nicht wieder einmal „sein will wie Gott“. Die Grundfrage von heute ist die gleiche, die sie eigentlich immer war, aber vielleicht nicht so brutal wahrgenommen wurde: „Ist er Mensch primär ein Individuum, ein ICH, oder ist er zuerst einmal Teil eines Ganzen, also ein DU?“ Und diese Grundfrage kann nur von der Gottesfrage her beantwortet werden. Nur wo Gott ist, und wo ER der Schöpfer des Himmels und der Erde ist, ist der Mensch in der Lage, sein Individuum einzuordnen in den Plan Gottes und deshalb auch in die Gesellschaft.

So kann auch die Frage nach der Sexualität eigentlich nur von der Gottesfrage her beantwortet werden. Wo ich vor Gott ein DU bin, in meiner Beziehung zu IHM wie in meiner Beziehung zum Mitmenschen, ja, irgendwie sogar in der Beziehung zur ganzen Schöpfung, kann ich auch verstehen, dass meine Sexualität nicht einfach zu meinem ICH gehört, sondern immer zum DU, zum DU des Anderen, zum DU der Gesellschaft und zu jenem DU, das ich im Grunde genommen bin oder zumindest sein sollte. Nur so kann ich ganz grundsätzlich begreifen, dass der Individualismus, die eigene Selbstverwirklichung, der Entwicklung der Menschheit, und damit schlussendlich auch meiner eigenen Entwicklung zuwider läuft, dass der Weg zum ICH der Weg zum Chaos ist.

Daraus folgt, dass die Lehre der Kirche zwar nicht unbedingt dem Empfinden der heutigen Zeit entspricht, dass sie aber etwas bewahrt hat, was für die Menschheit lebensnotwendig ist, das Bewusstsein für jene Schicksalsgemeinschaft, die die Menschheit darstellt. Zu dieser Schicksalsgemeinschaft aber gehört auch der richtige, das heisst der gemeinschaftsbezogene Umgang mit der Sexualität. Und aus dieser Sicht ist es nur logisch, diesen dort anzusiedeln, wo der Kern dieser Schicksalsgemeinschaft gesehen wird, in der Familie.

Was wir bis jetzt noch nicht bedacht haben ist, dass diese DU-beziehungsweise WIR-Haltung natürlich der Idealzustand ist. Seit der Erbschuld, seit jenem Entscheid, sein zu wollen wie Gott, nämlich autark, ist die ICH-Haltung immer die grosse Versuchung für jeden Menschen. Besonders heute, wo es vielfach leichter und angenehmer erscheint, auf dem Buckel anderer zu leben, statt als Teil das Ganze mit zu tragen, wird sie immer schwieriger. Schuld daran ist, wie schon gesagt, die Tatsache, dass es heute viel mehr als früher möglich erscheint, mehr oder weniger unabhängig von der Gesellschaft zu leben. Dadurch wächst aber auch der Eindruck, ohne Gott existieren zu können, was wiederum das Unabhängigkeitsdenken gegenüber der Gesellschaft (und der Umwelt ganz allgemein!) fördert. Es ist ein Teufelskreis. Daraus auszubrechen gelingt nur durch den Gottesbezug. Und hier liegt die Aufgabe der Kirche,

nämlich, den Menschen aus sich heraus zu Gott, und damit wahrhaft zu seinen Mitmenschen zu führen, indem sie ihm aufzeigt, dass er nun einmal nicht autark ist, sondern eingebunden in den Schöpfungsplan, und dass jedes Ausbrechen aus diesem Plan im Endeffekt nicht nur anderen, sondern auch ihm selber schadet. Deshalb muss die Kirche darauf bestehen, dass die menschliche Sexualität nur dort voll und für die Menschheit sinnvoll gelebt werden kann, wo sie nach Gottes Plan hingehört, nämlich in der Ehe.

Die Frage die sich dann stellt ist, wie weit die Kirche nicht der menschlichen Schwachheit entgegenkommen und gewisse Dinge erlauben oder zumindest tolerieren soll, die scheinbar nicht zu verhindern sind, oder die vielleicht sogar grösseren Schaden abwenden könnten, womit wir doch noch bei der Frage des Kondoms angelangt sind. Wenn wir aber das bisher gesagte bedenken, dann merken wir, dass jedes Zugeständnis an den Egozentrismus diesen schlussendlich nur fördern, aber ganz sicher nie zurück binden kann. Dass dieses Zurückbinden des Egozentrismus oft der einzige Weg ist, die Situation in den Griff zu bekommen, ist zum Beispiel im Strassenverkehr jedermann klar. Je mehr der Egozentrismus grassiert in einer Situation wo der Verkehr immer mehr zunimmt, desto mehr muss mittels Gesetzen und Vorschriften eingegriffen werden.

Allzu oft erliegt nun auch die Kirche der Versuchung, dem Menschen entgegen kommen zu müssen, indem sie die Vorschriften lockert. Für mich ist das Sonntagsgebot ein „schönes“ Beispiel. „Der Sonntag ist für den Menschen da“ führte je länger je mehr zur Haltung „der Sonntag ist für MICH da“. Alle schönen Worte über die Wichtigkeit des Sonntag für die Gemeinschaft werden je länger je weniger verstanden. Erst wenn der Sonntag wieder als Teil des Planes Gottes für diese Welt gesehen wird, da beginnt er auch wieder Sinn zu machen, wird der Sonntag auch wieder ein Tag für die Gemeinschaft, gerade weil er der Tag des Herrn ist.

Umgesetzt auf die Sexualität heisst dies, je mehr die Kirche der Welt auf diesem Gebiet entgegen zu kommen versucht,

desto mehr verliert diese das Gefühl für den wahren Sinn dieser Gabe Gottes, desto egozentrischer wird sie in ihrem Sexualverhalten. Es wird wohl kaum jemand bestreiten, dass die meisten Menschen heute in der Sexualität primär sich selber suchen, ihre eigene Selbstverwirklichung. Wenn dies dann anderen auch noch Spass macht, umso besser. Wenn nicht, dann ist der Schritt zur gesellschaftlichen Toleranz oder gar Akzeptanz von Zwangsprostitution und Vergewaltigung in all ihren Formen nicht mehr sehr gross.

Gerade deshalb ist der Kondom ein so gefährliches Gift. Er reisst je länger je mehr auch noch die letzten Schranken zu einem rein egoistischen Sexualverhalten nieder. Niemand wird einem krankhaften Sexualverbrecher einen Kondom in den Hafturlaub mitgeben. Das wäre doch geradezu eine Einladung zur Tat. Und hätte ein Kondom in der Handtasche einer gefährdeten Frau nicht genau die gleiche Wirkung auf einen möglichen Täter?

Die Frage von Kondome gegen AIDS ist so gesehen die Frage, welche Dosis dieses Gifts die Menschheit als Heilmittel gegen diese Krankheit erträgt. Wo könnte es nützlich sein, wo schadet es mehr als es nützt, und wo beginnt es tödlich zu werden. So wie die Frage heute angegangen wird scheint mir meist, als wolle man dem Unkraut im Blumenbeet mit einer Giesskanne voll Unkrautvertilgungsmittel zu Leibe rücken.

So gesehen kann der Kampf gegen AIDS nur gewonnen werden, wenn der Kampf für ein menschenwürdiges, d.h. dem Wesen des Menschen und seiner Stellung im Plan Gottes angepasstes Sexualverhalten gewonnen werden kann.

Gott ist Liebe - der liebe Gott

Homosexualität und Religion

Bleiben wir doch noch ein wenig bei der für eine vernünftige Diskussion unseres Themas so entscheidenden Frage: "Wozu sind wir auf Erden?" Im Katechismus meiner Jugend hiess es: "Wir sind auf Erden um Gott zu dienen und einst in den Himmel zu kommen." Auch wenn heute vielleicht anders formuliert wird, den Kern der Sache trifft diese Aussage immer noch bestens, und meines Wissens hat sich auch die Kirche nie davon distanziert.

Wir sind auf Erden um Gott zu dienen. Das bedeutet, dass Gott eben Gott ist, der Vater, der Allmächtige, der Schöpfer des Himmels und der Erde. Dies aber wiederum heisst, dass der Mensch sich bemühen muss, den Plan Gottes mit seiner Schöpfung und mit ihm persönlich zu erkennen und ihn nach bestem Wissen und Gewissen in seinem Leben umzusetzen. Es geht also nicht darum, was ich für richtig, schön und gut halte, sondern was in den Augen des Schöpfers richtig, schön und gut ist.

Wir sind auf Erden, um einst in den Himmel zu kommen. Das wiederum bedeutet, dass schlussendlich nicht das hier und heute das Wichtigste ist (so entscheidend es für das Zukünftige auch sein mag), sondern dass es zuerst einmal darauf ankommt, das Ziel nicht zu verfehlen. Es geht also nicht darum (um ein mir lieben Bild zu verwenden), sich bequem in ein Boot zu legen und sich vom Fluss der Zeit treiben zu lassen, sondern darum, in der Gegenrichtung des Stromes zur Quelle hin zu marschieren. Unser Leben ist ein Weg auf ein Ziel hin, was dann erst die Wichtigkeit des Weges selbst begründet.

Viele Menschen glauben heute sehr richtig, dass Gott die Liebe ist. Doch damit hört ihr Glaube bereits auf. In unserer Jugend wurden wir angehalten, vom "lieben Gott" zu sprechen. Dadurch wurde uns allmählich immer mehr bewusst, dass

Gott eben Gott ist, und nicht einfach irgend etwas, und dass seine Liebe um so grösser, wichtiger und wertvoller für unser Leben ist, je grösser, wichtiger und wertvoller Gott selbst für uns wird. Mit dem Ausdruck „Gott ist die Liebe“ oder „Gott ist Liebe“, ohne das dazugehörige Bewusstsein, dass Gott eben Gott ist, verfallen wir nur allzu leicht in einen Anthropozentrismus, der Gott die ihm gebührende zentrale Stellung in unserem Leben und im Leben der ganzen Schöpfung - vielleicht nicht expressis verbis aber doch im Unterbewusstsein wirksam - abspricht. Das kann soweit gehen, dass dieser Satz dann umgedreht wird zur Aussage: „Die Liebe ist Gott“, womit wir nicht mehr weit davon entfernt sind, die Liebe mit Sex zu verwechseln, den Sex zu vergöttlichen.

Sexualität und Religion

Moral

Der letzte Sinn der Sexualität ist die Weitergabe des Lebens. Das lässt sich schon aus der Natur ablesen. Der Glaube sagt dann, dass dies der Schöpferwille Gottes ist. Diese Weitergabe des Lebens erfolgt nicht als eine Tat des Individuums, sondern in der Gemeinschaft zweier geschlechtsverschiedener Wesen. Deshalb ist der Sinn der Sexualität auch nicht das ICH, sondern das WIR, das „wir“ der ehelichen Gemeinschaft zuerst, das „wir“ der Sippe, des Staates, der menschlichen Gesellschaft überhaupt, ja das „wir“ der ganzen Schöpfung. Im Glauben kommt dazu, dass der tiefste Sinn schlussendlich im geheimnisvollen „wir“ der gegenseitigen Beziehung von Gott zum Menschen und vom Menschen zu Gott liegt.

Dieses WIR der Menschen, der Schöpfung, und schlussendlich der Gottesbeziehung ist der tiefste Sinn des menschlichen Lebens. Überall also, wo dieses „wir“ ausgeklammert oder gar verletzt wird, ist das Leben nicht mehr in Ordnung, liegt – im religiösen Sprachgebrauch – eine Sünde vor. Die Ursache, dass es überhaupt dazu kommen kann, sieht die Kirche in der Erbschuld. Der erste Mensch entschied sich im entscheidenden Moment für das ICH, das heißt gegen das kindliche und bedingungslose WIR mit Gott. Dieser Argumentation kann natürlich niemand folgen, der nicht zuerst an Gott glaubt, und zwar an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Er kann aber, wenn er mit sich ehrlich ist, erkennen, dass im Grunde genommen nur das WIR und nicht das ICH dem Wohl der ganzen Welt dienen kann, dass jede Überbewertung des ICH sich selbst und dem Ganzen schadet. (Dass natürlich auch das ICH seinen Stellenwert in diesem WIR hat, brauchen wir hier nicht weiter auszuführen.)

In diesem Sinn lehrt die Kirche, dass jedes Ausleben der Sexualität in die Ehe gehört. Sie geht sogar – auch wenn dies nicht sehr häufig verkündet wird – eine Schritt weiter, indem sie

auch innerhalb der Ehe verlangt, dass diese gelebte Sexualität sich nicht auf das ICH beschränke, sondern immer das WIR, das ganze „wir“ der ehelichen und menschlichen Gemeinschaft in der Beziehung zum „wir“ mit Gott zum Ziel habe.

Dieses hohe Ideal ist gerade heute, im Zeitalter des Individualismus, sehr schwer zu leben. Doch gerade in dieser Zeit tut dieses Ideal sehr Not, damit die Welt sich wieder auf das WIR besinnt und sich nicht in lauter ICH zersplittert und so sich selber zerstört. Damit ist bereits gesagt, dass es sich hier um ein Ideal handelt, das eigentlich nur in der Überwindung des ICH durch das WIR (also schlussendlich durch die wahre Selbstverwirklichung) erreicht werden kann, aber noch lange nicht ist.

Was wir nun unterscheiden müssen, und was immer wieder viel zu wenig unterschieden wird, ist der Tatbestand an sich, die Sünde also solche, und die Schuld des „Sünders“. In der Schuldfrage aber spielen so viele Faktoren eine Rolle, dass wir sie kaum je eindeutig beurteilen können. Ganz grob ausgerückt, wir können von keinem Menschen verlangen, dass er dieses Ideal nie verletze. Was wir ihm (und zuerst natürlich uns selber) aber immer wieder ans Herz legen können und müssen, und was schlussendlich auch Gott von ihm verlangt, ist, dass er sich bemüht (dass ich mich bemühe) dem allumfassenden Ideal des WIR statt des ICH Tag für Tag einen Schritt näher zu kommen, und so sich immer mehr selbst zu verwirklichen als Teil des Ganzen, im WIR mit Gott.

Oekumene - wohin?

Wahrheit

Es wird viel getan in der Ökumene – und noch mehr darüber geredet. Das zeigte sich wieder einmal, als der Vatikan sein Kirchenverständnis in der Definition des zweiten Vatikanischen Konzils in Erinnerung rief. Das Dokument, ein kircheninternes Papier, war nötig geworden, weil sehr viele Gläubige, selbst Theologen, diese Definition nicht mehr zu kennen, geschweige denn zu akzeptieren scheinen. Wer jedoch in der Ökumene tätig sein will, der sollte doch die Position seiner Kirche kennen. Er läuft sonst Gefahr schlussendlich als Lügner und Betrüger dazustehen, wenn klar wird, dass er seine persönliche Ansicht als die (zukünftige?) Lehre der Kirche zu verkaufen versuchte. Natürlich hören alle Beteiligten gerne, die andere Seite habe ihre umstrittenen Positionen aufgegeben oder werde dies nächstens tun. Wenn es sich dann aber herausstellt, dass dem nicht so ist, dann geht das Gezetter los, nicht nur von den Getäuschten, sondern auch und gerade von jenen, die andere – bewusst oder unbewusst – getäuscht haben.

Es gibt keinen Frieden ohne Gerechtigkeit. Es gibt aber auch keine Gerechtigkeit ohne Wahrheit. Deshalb kann es auch keinen Frieden geben ohne Wahrheit. Das Gleiche gilt in der Ökumene. Doch der Umgang mit der Wahrheit ist heute ein Problem, vielleicht das Grundprobleme unsere Welt schlechthin. Und dieser Umgang mit der Wahrheit ist auch das Problem der Ökumene, selbst wenn es noch niemand so richtig wahr haben will. Jeder vertritt seine persönliche „Wahrheit“ die er mehr oder weniger absolut setzt, selbst wenn er daneben behauptet, DIE Wahrheit gebe es nicht. Es ist hier nicht der Ort über den Relativismus zu diskutieren, oder über Christus, der DIE Wahrheit in Person ist. Doch gerade diejenigen, die einem solchen Relativismus huldigen, sollten sich umso mehr bemühen die „Wahrheit“ des Anderen kennen und verstehen zu lernen und sie zu respektieren.

Um aber den Anderen zu verstehen braucht es ein Minimum an Übereinstimmung in den grundlegenden Definitionen. Wenn wir jedoch in all die vielen Diskussionen innerhalb, außerhalb und zwischen den einzelnen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften hinein hören, dann merken wir schnell einmal, dass es heute kaum mehr einen Begriff im religiösen Bereich gibt, der nicht sehr unterschiedlich bis widersprüchlich verstanden und eingesetzt wird. Sogar Worte wie „Gott, Christus, Auferstehung, Erlösung“ etc. werden nicht einmal mehr unter Christen gleichbedeutend verwendet. Kein Wunder also, dass „Kirche“ auf der einen Seite als „das Sakrament des ewigen Heils“ verstanden wird, auf der entgegengesetzten aber als eine rein weltliche Organisation, über deren Zweck dann wiederum die Meinungen weit auseinander gehen.

Zur Zeit der Reformation war wenigstens klar. Gott ist der Herr. Der Mensch, also auch die Kirche hat auf SEIN Wort, SEINE Offenbarung zu hören und IHM zu dienen. Ziel ist die ewige Seligkeit. Auf dieses Ziel hin waren dann auch alles karitative Tun, aller Einsatz für die Mitmenschen etc., ausgerichtet. Es ging immer zuerst darum, Christ zu sein, und nicht einfach darum, christlich zu handeln. Daran änderten auch die aufbrechenden Spannungen und Trennungen nichts.

Heute aber wird versucht, das sehr oft mangelnde Christ-Sein durch christliches Handeln zu ersetzen, die Einheit der Christen auf den gemeinsamen Einsatz für dieses oder jenes zu begründen, und damit die effektiven Glaubensdifferenzen zu übertünchen. So gesehen sind wir heute von einer echten Ökumene viel weiter entfernt, als damals.

Wie weiter? „ICH bin die Wahrheit“ sagt Christus. Gemeinsam diese Wahrheit zu suchen muss wieder Aufgabe der Ökumene werden. Dann wird sich das gemeinsame Tun von selbst ergeben.

„Freu dich, erlöste Christenheit,

Eine Karfreitagspredigt

Wie würden Sie, liebe Mitchristen, wohl reagieren, wenn wir dieses Lied, das bald wieder in unseren Kirchen erklingen wird, heute, jetzt in diesem Karfreitagsgottesdienst, singen würden? Der Name der heutigen Festes, „Karfreitag“, kommt aus dem Althochdeutschen „kara“, und bedeutet Klage, Kummer, Trauer. Was hat das mit Freude zu tun? Doch vielleicht ist es Ihnen nicht einmal aufgefallen, dass ich trotzdem vom heutigen „Fest“ gesprochen habe. Sind wir Christen eigentlich schizophoren?

ir stehen heute vor dem Bild eines Gekreuzigten. Wir denken an einen, der furchtbar gelitten hat und gestorben ist. Und wir fragen uns „Warum?“ Warum haben die führenden Juden vor zweitausend Jahren diesen harmlosen Wanderprediger so grausam umbringen lassen?

Was wurde nicht schon alles gesagt und geschrieben, um uns dieses Ereignis verständlich zu machen! Jahrhunderte hindurch wurde an diesem Tag für die „treulosen Juden“ gebetet, ab 1962 waren es dann die „blinden Juden“. Erst dieses Jahr hat Papst Benedikt diesen Text im ausserordentlichen Ritus – im ordentlichen wird schon lange nicht mehr so gebetet – in eine Bitte um die Bekehrung der Juden abgeändert. Nun macht die Kirche auch dort keinen Unterschied mehr zu allen anderen Menschen, die nicht an Christus glauben. Doch woher kam diese Formulierung?

Darüber könnte man dicke Bücher schreiben, theologische, psychologische, historische, politische und mehr. Grundsätzlich steht der Gedanke dahinter, dass dieser Jesus von Nazareth der im alten Testament verheissene Messias ist, den die Juden nicht als solchen erkannt hatten. Diese erwarteten – wenigstens das gewöhnliche Volk - einen ganz anderen Messias, einen, der sie aus dem Joch der Römer befreien werde.

Die Führer dieses Volkes aber, auch wenn sie sich öffentlich zur gleichen Messiaserwartung bekannten, hatten eigentlich Angst vor ihm. Oder genauer gesagt, sie hatten Angst, ihre Macht und Privilegien, die ihnen auch die Herrschaft der Römer im Land gelassen hatte, zu verlieren. Sie hatten Angst, wenn das Volk diesen Jesus tatsächlich zum Messias ausrufen würde, dass die Römer dann zuerst einmal ihnen an den Krügen gehen, und anschliessend vielleicht das ganze Volk ausrotten würden. Deshalb musste dieser Jesus von Nazareth sterben.

Doch um eine solche „medienwirksame“ (wie wir heute sagen) Hinrichtung überhaupt inszenieren zu können, brauchten Sie einen anderen Grund. Der Hohepriester formuliert ihn im Prozess folgendermassen: „Wozu brauchen wir noch Zeugen? Ihr habt die Gotteslästerung gehört.“ Gotteslästerlich im Verständnis des Judentums aber war die Bestätigung Jesu, ja, er sei der Sohn des Hochgelobten, das heisst der Sohn Gottes.

Die Frage nun ist, verstand sich dieser Jesus tatsächlich als der „Sohn des Hochgelobten“ in diesem gotteslästerlichen Sinn, oder war das ganze ein provoziertes Missverständnis? Viele Menschen heute neigen dazu, die Gottessohnschaft Christi nur bildhaft zu verstehen. Er ist für sie zu einem Menschen wie wir alle geworden, einfach etwas besser, und mit einer Lehre, die die Welt verändern könnte, würden wir alle uns daran halten. In dieser Sicht aber macht dieser Tod, den wir heute feiern eigentlich keinen Sinn. Er ist objektiv gesehen nichts anderes als ein schreckliches Unglück, zurückzuführen auf einen oder mehrere taktische Fehler dieses Jesus selber.

Doch was, wenn dieser Jesus wirklich der Messias, der Christus, der Sohn des Hochgelobten wäre? Wäre dann die Lehre, die unsere Kirche seit ihren Anfängen bis heute verkündet, nicht doch der Schlüssel zu dieser ganzen Geschichte? Die Schrift lässt den Engel der Verkündigung von ihm sagen: „Er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen.“ Was heisst das? Geht es dann bei diesem Tod nicht um viel mehr, als um einen Kampf gegen böse Menschen, gegen Reiche, Mächtige und

Unterdrücker? Geht es dann nicht zuerst um einen Kampf gegen das Böse selbst, und nicht zuletzt gegen das Böse in jedem einzelnen von uns, um einen Kampf gegen den „Reichen, Mächtigen und Unterdrücker“ in uns selbst? Ein solcher Kampf aber kann nicht mit physischer Gewalt geführt werden, sondern nur durch die Liebe. „Niemand hat eine grössere Liebe, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.“ hat dieses Jesus einmal gesagt. Und mehr als einmal sagte er jenen, denen er geholfen hat: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Wird nicht so die Lehre der Kirche, Christus sei für unsere Sünden gestorben, zumindest nicht mehr ganz so unverständlich, so abwegig? Erschliesst sich uns nicht so die Verbindung zum Osterfest, zur Auferstehung, die Christus am Kreuz ankündigt, wenn er sagt: „Es ist vollbracht.“

Darüber könnte man nun stundenlang weiter reden, was Sie mir aber nie verzeihen würden. Darum möchte ich Sie einfach auffordern, an diesem Karfreitag darüber nachzudenken, ob es nicht auch heute heissen müsste: „Freu Dich, erlöste Christenheit!“

Die Purifikation

Eine Liturgische Reinigung

In einer Diskussion über den rechten Umgang mit dem Leib des Herrn war auch viel von der Purifikation, der Reinigung der heiligen Gefäße am Schluss der Heiligen Messe die Rede. In einer ruhigen Stunde gingen mir dazu ein paar Gedanken durch den Kopf, die ich nun hier festhalte. Dabei ist mir bewusst, dass ich eigentlich weder theologisch noch liturgisch genügen ausgebildet bin, um diese Frage zu wälzen. Diese Ausführungen wollen also keine Katechese sein und schon gar nicht für eine lehramtliche Äusserung gehalten werden. Vielmehr soll mir und allen Lesern dabei bewusst bleiben, dass sie auch durchaus fragwürdige, vielleicht sogar häretische Formulierungen und Gedanken enthalten können. Sie wollen auch nicht ein Beitrag zu irgendeiner Diskussion sein. Sie sind rein als Gedankenanstoss gedacht, als Einladung, sich weiter mit diesem Thema zu beschäftigen.

Am Schluss des heiligen Messopfers, nach der Kommunion und der Kommunionsspendung, reinigt der Priester heiligen Gefäße und auch seine Finger, die mit dem Leib des Herrn in Berührung gekommen sind. Damit soll verhindert werden, dass einzelne Partikel, die nach der Lehre unserer Kirche jedes den ganzen Christus enthalten, zu Boden fallen oder sonstwie entehrt werden. Die Frage, die mich nun beschäftigt, lautet, ist das der ganze Sinn dieser Handlung, oder steckt nicht weit mehr dahinter?

Zum Vergleich möchte ich die Händewaschung nach der Gabenbereitung heranziehen. Es gibt heute Priester, die diese weglassen mit der Begründung, bei der heutigen Gabenbereitung sei es doch nicht mehr nötig, sich die Hände zu waschen. Das hätte seinen Sinn gehabt, als die Gläubigen noch selber allerlei Gaben in den Gottesdienst gebracht hätten, an denen sich der Priester die Hände verschmutzt hätte. Doch ist diese

Händewaschung wirklich nur eine ganz normale Reinigung?
Steckt nicht weit mehr dahinter?

Einerseits ist sie natürlich auch eine Übernahme aus den „Vorschriften der Alten“ (Die Juden essen, wenn sie vom Markt kommen, nichts, wenn sie sich nicht vorher mit ein Handvoll Wasser die Hände gewaschen haben.) Auch dort finden wir schon einen doppelten Sinn, einerseits die ganz konkrete Reinigung, andererseits eine symbolische, eine sozusagen liturgische Handlung. Für die ersten Christen hatte also diese Händewaschung die gleiche doppelte Bedeutung, eine konkrete, „handfeste“ Reinigung, und ein liturgischer Akt. Sehr schön zeigt sich dies im Gebet, das mit der Zeit dieser Geste unterlegt wurde. Es ist die Stelle in Psalm 26 wo es heisst: „Lavabo inter inocentes manus meas ...“ was in der Einheitsübersetzung wiedergegeben wird mit: „Ich wasche meine Hände in Unschuld; ich umschreite, Herr, deinen Altar, um laut dein Lob zu verkünden und all deine Wunder zu erzählen.“

Kommen wir zurück zur Purifikation, die der Priester gegen Ende des Heiligen Messopfers vollzieht. Auch hier haben wir eine ganz konkrete, „handfeste“ Reinigung, die nun aber, im Gegensatz zur Händewaschung nach der Gabenbereitung, immer noch einen sehr konkreten und jederzeit aktuellen Sinn macht. Wie schon gesagt geht es darum zu verhindern, dass der Leib des Herrn in irgendeiner Weise entehrt werden könnte. In diesem Zusammenhang stehen auch einige andere konkrete liturgische Vorschriften, auf die wir hier nicht eingehen müssen. Die Frage jedoch, die man sich stellen könnte, ist, warum diese Reinigung der heiligen Geräte nicht nach der Messe in der Sakristei in aller Ruhe erfolgt. Zum einen ist hier sicher zu erwähnen, dass die Waschung der Finger direkt nach der Kommunionsspendung wohl sinnvoller ist, als wenn damit zugewartet ist. Wenn das dann mit der Reinigung der Gefässe verbunden wird, so macht auch das einen Sinn.

Doch ist das wirklich alles? Geht es bei der Purifikation nur um eine materielle Reinigung? Ist nicht auch sie zuerst und zutiefst einmal ein Symbol, eine liturgische Handlung? Eigentlich

schade, dass nicht auch hier, wie bei der Händewaschung, ein entsprechendes Gebet unterlegt ist. Bei allen liturgischen Handlungen aber geht es zuerst um Gott und unsere Beziehung zu ihm. Dass es um Gott geht, das ist für einen Gläubigen absolut klar. Es geht um seine Ehre, seine Grösse, seine Heiligkeit. Aber geht es nicht auch um unsere Beziehung zu ihm? Wir Menschen können mit Gott, also auch mit seinem Leib und Blut, niemals so umgehen, wie es seiner Heiligkeit entsprechen würde. Wir können im konkreten Fall auch mit seinem Leib und Blut niemals so umgehen, wie es eigentlich erforderlich wäre. Mit all unserem menschlichen Bemühen und all unsere Sorgfalt können wir niemals gewährleisten, dass jedem, auch dem kleinsten Partikel die nötige Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuteil wird. Wir sind darauf angewiesen, dass uns Gott dabei einerseits zu Hilfe kommt, andererseits all unser menschliches und allzu menschliches Versagen verzeiht. In diesem Bewusstsein wird dann die Purifikation zu einer zutiefst liturgischen Geste, zu Bitte um Vergebung, zum Vertrauen auf Gottes Erbarmen und auch zum Vertrauen auf seine Allmacht und Grösse, der all unser Versagen nichts anhaben kann.

Damit aber wird die Purifikation etwas, das auch der mitfeiernde Gläubige bewusst mitvollziehen kann und soll. Damit wird sie auch für uns Laien eine geistige Geste des Lobes und des Dankes für Gottes Grösse und sein Erbarmen mit unserem Versagen, zu einem Akt des Vertrauens, der uns vor falschen Skrupeln bewahrt. „Ich wasche meine Hände in Unschuld; - trotz all meines Ungenügens, meines Versagens, selbst meiner Sünden - ich umschreite, Herr, deinen Altar, um laut dein Lob zu verkünden und all deine Wunder zu erzählen.“

Nachtrag:

Bei meiner Bibellesung von heute, 10.8.2008 bin ich dazu auch folgende Stelle gestossen: (2.Chr 30,18-20)

Denn ein großer Teil des Volkes, viele nämlich aus Efraim, Manasse, Issachar und Sebulon, hatten sich nicht gereinigt. Sie aßen das Pascha nicht in

der vorgeschriebenen Weise. Doch Hiskija betete für sie und sagte: Der Herr, der Gütige, entsühne jeden, der seinen Sinn darauf richtet, den Herrn, den Gott seiner Väter, zu suchen, auch wenn er nicht die Reinheit besitzt, die dem Heiligtum gebührt. Der Herr hörte auf Hiskija und ließ das Volk unversehrt.

Die Partikel der Hostie

Oder vom Buchstaben und Sinn des Gesetzes

In einer Diskussion wurde darauf hingewiesen, dass es objektiv ein Sakrileg sei, wenn ein Partikel einer Hostie zu Boden falle. Tatsächlich sagt unsere Kirche, dass in jedem Teil der konsekrierten Hostie der ganze Christus gegenwärtig ist. Es ist also immer eine Verletzung der Ehrfurcht vor dem Herrn, wenn ich ein solches Partikel fallen lasse. Ob es als Sakrileg bezeichnet werden kann, wenn dies unbemerkt geschieht, das hängt von der Definition eines Sakrilegs ab. Ich selber würde nie von Sakrileg sprechen, solange offensichtlich kein bewusstes Handeln und keine Schuld vorliegen. Aber das ist eine andere Frage.

Was mich mehr beschäftigt ist die Frage, was eigentlich hinter der Lehre der Kirche steht, dass Christus in jedem sichtbaren Partikel ganz gegenwärtig ist. Welches ist der Sinn dieser Aussage? Wenn wir nämlich diesen Gedanken einfach im buchstäblichen Sinn weiter spinnen, dann heisst das auch, dass in jedem nicht mehr sichtbaren Partikel Christus nicht mehr gegenwärtig sei. Dann hinge die Gegenwart Christi unter den eucharistischen Gestalten davon ab, wie scharf meine Augen, beziehungsweise meine Brille sind. Das kann doch nicht sein.

Woher kommt und was will also diese Aussage? Ich bin nicht Historiker. Aber ich kann mir sehr gut vorstellen, dass der ursprüngliche Sinn dieser Lehre gegen das Gegenteil dessen gerichtet war, wozu sie heute eingesetzt wird, eingesetzt werden muss. Es ging wahrscheinlich zuerst einmal darum den Irrtum auszuräumen, eine geweihte Hostie sei der ganze Christus in dem Sinn, dass sie nicht mehr geteilt werden dürfe, ohne den Leib Christi zu teilen. Es ging um die Rechtfertigung dessen, dass der Priester Hostien teilt, wenn nicht genügend vorhanden sind um allen Gläubigen, dies es wünschen, die Heilige Kommunion spenden zu können.

Früher oder später führte dann diese Erlaubnis, die Hostie zu teilen, dazu, dass nun der geweihten Hostie zu wenig, statt zu viel Sorgfalt und Ehrfurcht entgegen gebracht wurde, dass eine „skrupulöse“ Haltung abgelöst wurde durch eine „skrupellose“, um es einmal drastisch auszudrücken. Nun wurde diese Aussage in dem Sinn wichtig, dass der Gläubige wie der Priester jedem Teil der Hostie die Ehrfurcht entgegen zu bringen hat, die er Christus dem Herrn selber schuldet. Von daher wird dann auch das Wort „sichtbar“ im Kontext verständlich. Kein Mensch kann unsichtbaren Teilchen mit jener Ehrfurcht behandeln, die eigentlich auch Ihnen zustehen würden, da auch in Ihnen logischerweise Christus so lange gegenwärtig ist, als sie existieren. Diese Einschränkung dient also dazu, ein allzu skrupulöses Verhalten zu verhindern.

Damit stellt sich die Frage, wo liegt die Grenze zwischen falscher Sorglosigkeit und falschen Skrupel im Umgang mit den Heiligen Gestalten? Es zeigt sich, dass Vorschriften allein dies nie ganz werden regeln könnten. Auch diese Vorschrift muss also in dem Sinn gehandhabt werden, in dem sie geschrieben wurde. Der Mensch muss bewusst bleiben, dass er nie, auch nur ansatzweise, der Ehrfurcht, die dieses Heilige Sakrament fordert, gerecht werden kann, und deshalb auch nicht muss. Vor Gott genügt die ehrliche Anstrengung, die in einer möglichst tiefen Beziehung zu diesem Geheimnis beruht. Wenn er sich ehrlicherweise sagen kann, er habe getan, was ihm möglich war, dann kann und darf er den Rest Gott überlassen.

Doch wie erfüllen wir diese zentrale Bedingung, unser Möglichstes zu tun? Sicher auch, indem wir die Vorschriften erfüllen. Aber nicht nur. Das allein genügt nicht. Viel wichtiger ist die Haltung, zu der uns die Vorschriften anhalten wollen, einzunehmen, und das ist eine ungeheuchelte Anbetung Christi im Sakrament, ohne falsche Sorglosigkeit, aber auch ohne falsche Skrupel. Und wie können wir uns eine solche Haltung aneignen? Warum nicht, wie ich es andernorts vorgeschlagen habe, die Purifikation zu einer ganz bewussten liturgischen Handlung zu machen, nicht einfach zu einer blossen Erfüllung von liturgischen Vorschriften, und schon gar nicht zu einen

„Abwasch“, sondern zu einer Handlung, die die Gläubigen dann zwar nur geistig aber doch sehr bewusst mit vollziehen können und sollen. Sie soll zu einer Geste des Lobes und des Dankes für Gottes Grösse und für sein Erbarmens mit unserem Versagen, und zu einem Akt des Vertrauens werden, der uns vor falschen Skrupeln bewahrt. „Ich wasche meine Hände in Unschuld; - trotz all meines Ungenügens, meines Versagens, selbst meiner Sünden - ich umschreite, Herr, deinen Altar, um laut dein Lob zu verkünden und all deine Wunder zu erzählen.“

Ein Gott, der sich uns in die Hand gibt

(Versuch einer Ehrenrettung der Handkommunion)

Als bei uns auf Handkommunion umgestellt wurde, da war das für mich eigentlich nichts Besonderes. Es war für mich eine Änderung der Form, nicht des Inhaltes. Dadurch ergab sich für mich zuerst auch keine Änderung in meiner persönlichen Einstellung zur heiligen Eucharistie. Eine solche erlebte ich erst einige Jahre später, und zwar in einem sehr positiven Sinn. Als ich mich - auf Grund ganz persönlicher Umstände - plötzlich gezwungen sah, mich wieder intensiver mit meinem Glauben und der Kirche auseinander zu setzen, da erlebte ich plötzlich eines Tages eine heilige Kommunion, in der mir ein wenig aufzuleuchten begann, was hier eigentlich geschieht. Es durchzuckte mich wie ein Blitz, war dann aber doch ein langer, auch heute noch nicht abgeschlossener Prozess, in dem mir immer deutlicher wird, dass unser Gott ein Gott ist, der sich uns, der sich mir in die Hand gibt.

Was heisst das konkret? Um diese Aussage einigermaßen zu begreifen, müssen wir die Verbindung herstellen zu Kreuzestod unseres Herrn Jesus Christus. Wir glauben, Gott wurde Mensch. Wir glauben, die schöpferische Allmacht Gottes "hielt nicht daran fest, wie Gott zu sein", sondern gab sich als Mensch ganz in die Hand der Menschen, von denen er in seiner Allwissendheit doch wissen musste, dass sie nichts Gescheiteres mit ihm werden anzufangen wissen als: "Ans Kreuz mit ihm!" Und "in der Nacht, in der er verraten wurde" also genau in diesem Moment, gibt sich dieser Gott auch noch in einer ganz anderen Art in die Hand von uns Menschen. Er gibt sich als Speise in unsere Hand, wohl wissend, dass wir auch hier nie werden fähig sein, ihn seiner Liebe entsprechend zu empfangen und in uns aufzunehmen, wohl wissend, dass auch seine Gläubigen immer wieder versucht sein werden, ein Stücklein Brot aus ihm zu machen, Brot, das uns zu dienen hat.

So ist die Handkommunion für mich zum Ausgangspunkt eines ganz neuen, viel intensiveren Eucharistieverständnisses geworden. Sie zieht meinen Blick immer wieder auf die ganze Grösse Gottes, jene Grösse und Herrlichkeit, der selbst die Ohnmacht und Schmach des Kreuzes nichts anzuhaben vermag. Sie ist für mich zum Inbegriff der Gottesbeziehung geworden, einer Gottesbeziehung, in der sowohl die Grösse Gottes und die Nichtigkeit meiner Person, wie auch die erbarmende Nähe Gottes und meine Wichtigkeit für ihn, Platz haben, in der das eine das andere nicht ausschliesst. Vielmehr ergänzen sich nun diese beiden Aspekte zu einer Gesamtschau, die es mir erlaubt, immer tiefer in das Geheimnis Gottes einzudringen, immer mehr zu erkennen, wie unfassbar herrlich es ist, in Beziehung zu ihm treten zu dürfen.

Mag auch die Handkommunion eine Folge eines drastischen Schwundes des Glaubens und der Ehrfurcht sein. Mag sie diese auch weiter begünstigen. So leicht und so schnell, wie sich viele das wünschen, wird sie nicht wieder abgeschafft werden können. Dazu ist der Glaubensschwund bereits zu gross. Deshalb darf unsere Strategie nicht darin bestehen, die Fehler vergangener Jahre zu beklagen. Vielmehr gilt es die Chancen wahrzunehmen, dieser Handkommunion einen tiefen Sinn zu geben und dadurch der Gottesbeziehung unserer Mitmenschen neue Impulse zu verleihen. Nicht in einem Abwehrkampf gewinnen wir die Menschen für Gott, sondern in dem wir ihnen die Wahrheit verkünden, die ganze, volle, uneingeschränkte und umfassende Wahrheit, gerade auch die Wahrheit, dass Gott eben Gott ist, ein grosser und eifersüchtiger Gott, und doch gleichzeitig ein Gott, der sich uns, der sich mir in die Hand gibt.

Traditionell versus modern

Der Versuch einer Analyse

Mit der Spiritualität ist es wie mit der Heiligkeit. Sie ist sehr persönlich. Jeder Gläubige hat seine eigene, mehr oder weniger ausgeprägte, mehr oder weniger bewusste. Wie sie aussieht, das hängt sehr stark mit seinem Charakter zusammen, aber auch mit seiner Art zu glauben, seinem Glaubenswissen, seiner Umgebung und Ausbildung, seinen persönlichen Erfahrungen und vielen anderen Faktoren.

Daneben aber gibt es auch gesellschaftliche Spiritualitäten, das heisst spirituelle Strömungen, die von Zeitalter zu Zeitalter, von Land zu Land, von Generation zu Generation verschieden sein können. Und heute erleben wir solche unterschiedliche Strömungen quer durch die Kirche, bis hinein in die kleinsten Einheiten. Sie sind weitgehend ein Ausfluss der Individualisierung unserer Gesellschaft.

Ganz grob lassen sich die heutigen Grundtendenzen einteilen in traditionell und modern, selbstverständlich mit all ihren Nuancen und Überschneidungen. Obwohl alle diese Spiritualitäten eigentlich das gleiche Ziel haben, Gott, stehen sie sich in der Praxis oft nicht besonders freundschaftlich gegenüber. Ist es Konkurrenzkampf? Ist es falsch verstandene Rechtgläubigkeit? Immer wieder kommt es zu gegenseitigen Verdächtigungen und Anschuldigungen. Und darunter leider wohl am meisten jene, die nicht eindeutig genug der einen oder anderen Gruppe zugeteilt werden können. Sie geraten von beiden Seiten unter Beschuss, sofern sie sich nicht einfach ins stille Kämmerchen zurückziehen.

Als traditionelle Spiritualität könnte vielleicht jene bezeichnet werden, die vom Mittelalter bis hinein in den Anfang der Neuzeit grosso modo die einzige war, selbstverständlich in verschiedenen Ausprägungen. Die ganze Grösse und Allmacht Gottes steht dabei im Zentrum. Verständlicherweise werden

dann seine Gerechtigkeit, Gericht, Himmel und Hölle betont, der Mensch oft zuerst als der „unnütze Diener“ gesehen. Im Vordergrund steht, was Gott von ihm erwartet, und dementsprechend sein Versagen, seine Erlösungsbedürftigkeit.

Im Gegensatz dazu steht die heutige Betonung der Liebe Gottes zu uns. Hier treten Begriffe wie Sünde, Schuld und Sühne in den Hintergrund. Ganz gross wird Gottes Barmherzigkeit geschrieben. Er ist derjenige, der mit uns ist, uns versteht, uns verzeiht. Christus ist nicht mehr zuerst der Gekreuzigte, sondern der „Gott mit uns“, der „Gott für uns“. Wir sind seine Brüder und Schwestern, Erben seiner Verheissung.

Als einen eigenen Zweig dieser modernen Spiritualität möchte ich die Befreiungstheologie erwähnen. Hier ist Christus in erster Linie der Freund der Armen und Unterdrückten. Nachfolge Christi heisst somit, Ihn in den Armen, Kleinen und Ausgebeuteten zu sehen, uns für diese einzusetzen, für Friede und Gerechtigkeit, aber auch für die Bewahrung der Schöpfung. Zentral für sie ist diese Welt hier und jetzt. Ihre Extremform kennt die Erlösung - das frei werden von der eigenen Schuld - kaum mehr, sondern nur noch die Befreiung – das frei werden, das sich befreien aus den Folgen der Fehler anderer.

Wenn wir dies so betrachten, so gibt es zwischen diesen Spiritualitäten tatsächlich genug Reibungsflächen oder gar Zündstoff, besonders wenn sie vom Standpunkt der Rechtgläubigkeit her betrachtet werden. Aber liegen sie wirklich so weit auseinander, zeigt nicht jede von ihnen einen Aspekt Gottes, eine Sicht unseres Glaubens, eine mögliche christliche Lebenshaltung auf, die erst dann falsch werden, wenn sie allzu einseitig auftreten, wenn sie behaupten, die allein selig machende zu sein? Müssten wir nicht, wenn wir zu einer dieser Spiritualitäten neigen, uns immer überlegen, was wir aus der anderen lernen, wo wir von der anderen profitieren können. Müssten wir nicht bestrebt sein, zu einer wahrhaft katholischen, das heisst allumfassenden Spiritualität fortzuschreiten, in der sich all diese Ansätze zu einem harmonischen Ganzen vereinen?

Zwei Formen - ein Ritus

Wie mit den verschiedenen Formen umgegangen werden soll -

Je mehr ich es mir überlege, desto mehr werde ich mir bewusst, welch grosses Geschenk uns Gott mit diesem Motu Proprio gemacht hat. Mir scheint, also wolle Er uns in diesem neuen Millennium auch einen neuen Blick auf Ihn eröffnen, uns sensibilisieren für Seine ganze, umfassende Grösse, für das ganze Geheimnis Seiner Unergründlichkeit.

Ausserordentliche Form

Die alte Form steht irgendwie unter dem Leitwort: "Ich bin der Herr, Dein Gott!" So verweist sie uns auf die ganze Grösse Gottes, Seine Herrlichkeit, Seine Unendlichkeit und Allmacht. Sie ist demzufolge stark auf den Opfercharakter dieses heiligen Tuns ausgerichtet. Sie ruft zu Anbetung auf und zum Nachdenken über unsere eigene Schwäche und Sündhaftigkeit. Das "domine, non sum dignus" klingt scharf und mahnend vor dem Empfang der Heiligen Kommunion. So wird dann grosser Wert auf die Form gelegt, auf die Ehre, die Gott gebührt und die allem zugewiesen wird, was mit Gott in direktem Zusammenhang steht, dem Priester, dem Altar, dem Kelch und der Patene et cetera. Auch die peinliche Sorgfalt im Umgang mit den Heiligen Gestalten ergibt sich aus dieser Haltung: "Du bist der Herr, mein Gott!"

Ordentliche Form

Der neuen Form liegt mehr das Wort zu Grunde: "Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin Ich mitten unter ihnen." Sie verweist uns auf die ganze Nähe Gottes, Seine Liebe zu uns und die Sorge für Sein am Kreuz erworbenes, heiliges Volk. So steht denn eher der Mahlcharakter dieser Liturgie im Vordergrund. Das "sed tantum dic verbo" ruft

zum Vertrauen auf Seine Barmherzigkeit auf. Und dieses Vertrauen will uns in eine "Vertrautheit" mit Gott führen, seine Freundschaft spüren lassen, uns einladen Ihn ganz ins Zentrum unseres Lebens und unserer Gemeinschaft zu stellen.

Ein Ritus

Diese zwei, auf den ersten Blick so verschiedenen Formen, zu denen man noch viel sagen könnte, bilden nun einen einzigen Ritus. Wir dürfen und müssen lernen, in beiden Formen die je spezifische Spiritualität zu leben. Wir sind aber auch gefordert, in unserem Leben nun bewusst beides zusammen zu führen, die Grösse Gottes nicht zu vergessen, wenn wir seine Nähe betrachten, Seine Gerechtigkeit zu "fürchten" wenn wir auf seine Barmherzigkeit vertrauen. Oder anders ausgedrückt, wir dürfen und müssen uns immer mehr jener "Widersprüchlichkeit" Gottes bewusst werden, die natürlich nur für unsere beschränkte Wahrnehmung widersprüchlich scheint, in Tat und Wahrheit aber ein Ganzes bildet, das uns in jeder Beziehung massiv übersteigt.

Damit beginnt ein Sinn der oft schmerzhaften Entwicklung der letzten Jahrzehnte aufzuleuchten. Gott ist mehr, Gott ist grösser als alles, was wir uns vorstellen können. Und genau deshalb ist er uns auch näher, als wir es je ahnen werden. Wir sollen lernen, uns aus Fixierungen auf Teilaspekte der Wahrheit zu lösen und immer mehr uns bemühen, dem ganzen Gott, der allein der wahre Gott sein kann, zu begegnen. Wir sind gerufen unser ganzes Leben mit Ihm, in Ihm und auf Ihn hin zu leben. So werden wir in jeder Situation unseres Lebens, in Freud und Leid, in Not und Überfluss, im Hochgefühl und in der Trockenheit, ja selbst in Sünde und Schuld, diesen Gott erfahren, der sich genau um mich kümmert, aber gleichzeitig sich auch jedem anderen Menschen ohne Ausnahme, ja seiner ganzen Schöpfung, in gleicher Weise zuwendet.

Das kann dann ein Ansatz werden, in dem sich beide Formen behutsam annähern, bis sie letztendlich in jene himmlische Liturgie einmünden, in der wir Gott so feiern werden, wie Er tatsächlich ist.

Eine demokratische Kirche?

Im Apostelkonzil in Jerusalem begründet?

Ich habe mir die Stelle in der Apostelgeschichte näher angesehen. Persönlich würde ich es nie wagen, daraus die Forderung nach einer synodalen Kirche abzuleiten.

Die Geschichte beginnt damit (Apg 15,1) dass ein paar Besserwisser aus Judäa nach Antiochia kommen und dort Unruhe stiften. Alles deutet darauf hin, dass diese sich auf die Autorität berufen haben, die „Jerusalem“, als Ursprung und damaliges Zentrum des Christentums genoss, sonst hätte die Gemeinde in Antiochia problemlos sagen können: „Wenn ihr das in Judäa durchsetzen wollt, bitte. Wir bei uns kennen diese Regel nicht.“ Diese Autorität wird auch dadurch belegt, dass man beschloss, Paulus und Barnabas, d.h. die angesehensten Apostel in ganz Kleinasien, nach Jerusalem zu senden, um einen Entscheid der Apostel und Ältesten dort einzuholen. Von einer Rückfrage bei der dortigen Gemeinde, oder einer Vermittlung ist keine Rede.

Weiter heisst es dann (Apg 15,6 ff) „Die Apostel und Ältesten traten zusammen um die Frage zu prüfen.“ Die Prüfung der Frage erfolgt ohne die Gemeinde. Dann folgt eine weitere entscheidende Stelle. Petrus ergreift das Wort und erklärt: „Wie ihr wisst, hat Gott (in dieser Frage) schon längst eine Entscheidung getroffen.“ Nicht die Synode von Jerusalem, ja nicht einmal die Ältesten und die Apostel sind die letzte Instanz, sondern allein Gott. Und den Willen Gottes kundzutun und auf die konkrete Situation zu übersetzen, das ist Aufgabe des Petrus. Jakob, ebenfalls einer der Ältesten, untermauert dann Auslegung des Petrus indem er die Propheten zitiert.

In Vers 20 heisst es dann: „Man weise sie nur an ...“ Auch das weist auf ein ganz klares Weisungsrecht der um Petrus versammelten Apostel hin.

Im Vers 22 geht es dann nicht mehr um die Weisung an die Gemeinde von Antiochia selbst, sondern nur noch um die Art und Weise der Übermittlung. Hier entscheidet die Gemeinde von Jerusalem mit, da sie die Männer zur Verfügung stellen und wahrscheinlich auch für die Reisekosten aufkommen muss. Wenn es dann im Vers 23 um den Inhalt des Schreibens geht, werden wieder nur die Apostel und Ältesten als Absender und Unterzeichner erwähnt. Und in Vers 28 wird dann nochmals darauf verwiesen, dass dies nicht einfach ein Beschluss von Menschen ist. „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen.“

Wie man aus dieser Geschichte etwas anderes als eine bereits in der Zeit der Apostel bestehende hierarchische Struktur der Kirche herauslesen kann, ist mir schleierhaft.

Ist Kritik an der Kirche erlaubt?

Brief an einen Freund

Meine Aussage: „Aber immer, wenn Leute glauben, man könne die Kirche glaubwürdiger machen, indem man sie kritisiert, dann brennen bei mir die Sicherungen durch.“, ist wieder einmal eine typische Forumsantwort, plakativ, aggressiv und aus einer persönlichen, momentanen Stimmung heraus (beleidigte Leberwurst!). Darum sind Deine Fragen auch sehr verständlich. Also:

a) Was meinst Du genau mit (kath.) Kirche?

Wie Du siehst, tappe auch ich immer wieder in die gleiche Falle, indem ich das Wort Kirche verwende im Glauben, der Andere verstehe es im Kontext genau so wie ich. Dieses Wort aber kann ganz verschiedene Bedeutungen annehmen, von Kirche als Gebäude bis hin zu Kirche als mystischer Leib, dessen Haupt Christus der Herr selbst ist.

Im konkreten Fall meine ich die Institution Kirche, ihre Struktur, ihr Lehramt und ihre Disziplinargewalt. Dazu kommt auch noch ihre Lehre, denn sehr viele Kritiken an dieser so verstandenen Kirche richten sich im Grunde genommen gegen ihre Lehre oder basieren auf Unkenntnis oder zumindest mangelnder Kenntnis dieser Lehre.

Kirche als Gemeinschaft aller gläubigen Katholiken ist sicher auch eine mögliche Definition. Doch einerseits ist sie hier nicht brauchbar, denn die Kritik an der Kirche richtet sich in den allermeisten Fällen eben nicht an die Gemeinschaft der Gläubigen, sondern an ihre Leitung aller Hierarchiestufen und an die Lehre. Andererseits ist diese „Gemeinschaft der Gläubigen“ für mich ein relativ gefährlicher Begriff. Mehr oder weniger absolut gesetzt übersieht er den Aspekt des mystischen Leibes Christi, ohne den diese Gemeinschaft nichts anderes ist als ein

ideologischer Club, oder eine Institution zur moralischen Aufrüstung.

b) Wer darf die Kirche kritisieren? Oder steht sie ausserhalb jeder Kritik?

Kritik ist ein Menschenrecht. Auch die Kirche als Institution kann und darf sich der Kritik nicht entziehen. (Wie wollte sie das auch verhindern?) Auch, oder gerade Katholiken, Laien wie Theologen, haben ein Recht zur Kritik an der Kirche. Die Frage ist nur – wie übrigens bei der Kritik an jeder anderen Institution oder Person auch – einerseits wann, wo und wie, und andererseits aus welchem Motiv heraus.

Die Motive der Kirchenkritik sind vielfältig. Sie reichen von der ehrlichen, liebenden Sorge um die Kirche und um das Heil, das leiblich wie das ewige, des Menschen, bis hin zum Hass gegenüber der Institution Kirche und gegenüber ihrer Lehre. Dazwischen liegen zum Beispiel die Kritik der Andersgläubigen, die – gehen wir einmal davon aus – auf einer ehrlichen Überzeugung und einer ehrlichen Sorge um unser Heil und um die Wahrheit beruht. Dann aber auch die Kritik der ehrlichen Suche. Nehmen wir als Beispiel die Methode von These und Antithese, wie sie vermutlich auch in der Theologie zur Wahrheitsfindung eingesetzt wird. Diese Methode kann sicher auch jedem Gläubigen ein Mittel sein, tiefer zu verstehen und in die ganze Wahrheit einzudringen. Eine andere Art der Kritik wiederum ist schlichtweg nichts anderes, als ein Argument zur Verteidigung der eigenen Position. (Angriff ist die beste Verteidigung!) Nur ist diese Kritik eigentlich wenig überzeugend, sondern zeigt oftmals eher die Schwäche der eigenen Position auf. Kritik kann auch einfach Besserwisseri sein (wer lässt sich schon gerne belehren) oder der Geltungstrieb (um sich und anderen zu beweisen, wie klug man selber ist) oder ganz einfach dem Herdentrieb entspringen, Mitläuferei sein, Kritik, weil diese einem Modetrend entspricht. In unserem Bereich gibt es auch noch die Kritik aus einem gehätschelten Zweifel heraus (nicht zu verwechseln mit einer ehrlichen Suche). Eine solche Kritik führt leicht zur Kritik des Unglaubens.

Hier stellt sich dann die Frage nach der Kritik an den Glaubenswahrheiten. Für mich ist klar, die Wahrheit an sich lässt sich nicht kritisieren. Die Verkündigung der Wahrheit jedoch schon. Meine Erfahrung ist es, dass doch meist eine einseitige Verkündigung solche Kritik auslöst, oder ungenügendes, oder gar fehlendes Wissen, das heisst im Grunde genommen unsere menschliche oder allzu menschliche Begrenztheit. Die ganze Wahrheit ist für mich so umfassend, dass ich sie vollkommen verkennen würde, wollte ich sie vollkommen verstehen. Dies erleben wir oftmals schon bei ganz irdischen Wahrheiten. Noch mehr gilt dies in der Frage der Glaubenswahrheiten.

Für mich als Christen gilt – zumindest theoretisch! – Kritik ist immer erlaubt, wenn sie aus Liebe zu Gott und dem Nächsten geschieht. (Womit wir wieder einmal beim ersten und wichtigsten Gebot unseres Glaubens wären.) An dieser Forderung muss sich meine Kritik, Kritik an der Kirche wie die Kritik an meinen Mitmenschen, messen lassen. (Wobei die Durchfallquote bei mir doch noch recht hoch ist.)

Wenn wir nun aus dieser Optik die Frage nach dem wann, wo und wie der berechtigten Kritik angehen, so ist eigentlich klar, dass wir bei jeder Kritik uns fragen müssen, einerseits, nützt sie mir überhaupt etwas, oder steigert sie mich nur noch in meinen Ärger hinein, und dann, was nützt sie meinem Nächsten, in diesem Fall, der Kirche. Und gerade hier ist doch wohl das wann, wo und wie entscheidend. Hier darauf einzugehen, würde doch etwas zu weit führen. Doch sind sich nach meiner Einschätzung nicht immer alle noch so wohlmeinenden Kritiker der Kirche bewusst, dass jede Kritik „Wirkungen und Nebenwirkungen“ hat. Was zum Beispiel in einer Diskussion unter Theologen durchaus Sinn macht, ja vielleicht sogar notwendig ist, kann unter Umständen bei einfachen Gläubigen eine unheilvolle Verwirrung bewirken, oder in der Hand der Kirchenhasser zu Munition gegen die Kirche werden. Kritik ist wohl die menschliche Tätigkeit, die eigentlich am meisten Klugheit erfordern würde, in der es jedoch – mit scheint es jedenfalls so – sehr oft gerade an dieser Tugend mangelt. Hier

muss ich noch einmal auf die Kritik des Zweifels zurückkommen. Eine solche ist durchaus erlaubt und sinnvoll, wenn sie an der richtigen Stelle und im richtigen Tonfall vorgebracht wird. Dann ermöglicht sie oft ein besseres, insbesondere ein viel tieferes Verständnis der Wahrheit, und zwar beim Kritisierenden wie beim Kritisierten.

Die Frage nach der Kritik aus einem tiefen Gewissenskonflikt heraus muss ich hier ausklammern. Dazu müssen wir wohl zuerst über das Gewissen selber sprechen. Doch vielleicht so viel: Wo diese Kritik dem Kriterium der Liebe genügt und ehrlich offen ist für ein tieferes, umfassenderes Verständnis, welches dann oft den Gewissenskonflikt zu lösen vermag, und wenn es sich um einen tatsächlichen Gewissenskonflikt handelt und nicht nur die Suche nach Gründen, der eigentlichen Stimme des Gewissens nicht folgen zu müssen, ist auch dagegen nicht einzuwenden. Hier sind dann die Adressaten dieser Kritik gefordert, behutsam zu argumentieren, um das zarte Pflänzchen, das hier aus dem Dunkel zum Licht drängt, nicht einfach als Unkraut auszureissen. (Wenn es dann zur Zeit der Ernte sich immer noch als Unkraut erweist, wird der Herr der Ernte entscheiden, was damit zu geschehen hat.)

c) Wo wären die Grenzen für Kritik

Nach all dem Gesagten ist hier wohl nicht mehr viel anzufügen. Die Grenzen der Kritik ist die Liebe zu Gott, der die Wahrheit ist, und den Menschen, die die Wahrheit suchen. Was wir unter diesem Blickwinkel vor Gott und den Menschen verantworten können, das ist erlaubt. Was gegen diese Liebe verstößt, muss (müsste) vermieden werden.

„Bleibt in meiner Liebe“ sagt Christus. Und er meint das sicher auch in der Frage der Kritik.

Man fragt nicht warum?

Gehorsam

In unserer Rekrutenschule – vor 50 Jahren! – wurde uns beigebracht: „Befehl ist Befehl, man fragt nicht warum, man fragt nur wann wie und wo!“ Und heute? Wenn wir irgendetwas tun oder lassen sollten, dann fragen wir zuerst einmal: „Warum?“ Damit beginnt die grosse Diskussion. Diese dauert dann so lange, bis es keinen Grund oder keine Möglichkeit mehr gibt, es zu tun oder zu lassen. Ist also der blinde Gehorsam besser? Kaum. Was dann?

Wenn wir es uns richtig überlegen, so gibt es zwei Arten, nach dem „Warum“ zu fragen. Die erste, die uns oft am nächsten liegt, ist dieses „Warum“ des Ungehorsams. Wenn wir etwas nicht tun oder lassen wollen, dann fragen wir „Warum“ und hoffen, dass sich das Problem so von selbst erledigt. Ein solches „Warum“ ist natürlich besonders im Kriegsdienst fehlt am Platz. Eine Truppe, die nur gehorcht, wenn der Befehl einleuchtet, ist meist kampfunfähig. Ein solches „Warum“ stört auch in jedem Betrieb, in jedem Verein, in der Familie und selbst in der Kirche.

Es gibt aber noch ein anderes „Warum“, das „Warum“ des Gehorsams. Es kleidet sich sehr oft in die Frage nach dem „Wie, Wann und Wo“. Wir merken, dass wir zusätzliche Informationen brauchen, um das tun oder lassen zu können, was wir sollten, um unsere freies „Ja“ sagen zu können. Im Verkündigungsbericht spricht Maria ein solches „Warum des Gehorsams“, indem Sie fragt: „Wie soll das geschehen?“ Und der Engel beantwortet nicht nur das „Wie“, sondern auch das „Warum“.

Haben wir uns auch schon bemüht, wenn uns wieder einmal das „Warum“ des Ungehorsams zuvorderst auf der Zunge lag, dieses in das „Warum“ des Gehorsams umzuwandeln und zu

fragen: „Wie soll das geschehen?“, damit uns dann der Vorgesetzte, der Ehepartner oder wer auch immer, ja selbst Gott, sowohl das „Wie“ wie auch das „Warum“ - soweit nötig und möglich - verständlich machen kann?

Glaube und Kirche

Die Wahrheit

Wir leben in einer Zeit, in der oft versucht wird, Glaube und Kirche zu trennen, oder gar gegeneinander auszuspielen. Dahinter stehen zwei grosse Irrtümer. Einerseits wird immer wieder versucht, den Glauben als etwas Persönliches darzustellen. Es ist es auch, aber nicht in dem Sinn, dass es nicht darauf ankomme, was man glaubt, sondern nur darauf, dass man überhaupt glaubt. Andererseits wird damit versucht, unbequeme Glaubensinhalte zu hinterfragen, die Position der Kirche zu kritisieren.

Nun müssen wir aber sehen, dass zwar jeder auch ohne Kirche glauben kann. Er muss sich nur bewusst werden, dass er den grössten Teil seiner Glaubensinhalte direkt oder indirekt durch die Kirche erhalten hat. Und wenn er ehrlich ist, wird er auch feststellen, dass sich ein Glaube ausserhalb der Kirche nur sehr beschränkt leben lässt. Glaube verlangt in seinem Wesen nach Gemeinschaft. Glaube ist auf den Austausch angewiesen. Glaube verlangt nach Gleichgesinnten.

Für mich ist die Kirche das Haus meines Glaubens. Von der Kirche und in der Kirche habe ich meinen Glauben erhalten. In ihr lebe ich ihn. Ich denke mir manchmal, ich würde mit meinem Glauben ein Zimmer in diesem grossen Haus bewohnen, ein Zimmer in der „Familienwohnung“ der Ortskirche (Ortskirche verstanden in Sinn der Kirche als Bistum). In diesem Zimmer bin ich frei. Ich kann es nach Lust und Laune ausschmücken und mich darin bewegen, meine Spiritualität pflegen. Ich kann auch einmal die Möbel umstellen, die Tapeten auswechseln, einfach immer im Rahmen der „Hausordnung“. Ich bin auch frei, ja es ist mir dringend ans Herz gelegt, dieses ganze Haus immer besser kennen und verstehen zu lernen. Ich darf auch „Anleihen“ aus anderen Zimmern und Wohnungen machen.

Als Bewohner dieses Hauses bin ich natürlich auch dafür mitverantwortlich, mitverantwortlich, dass seine Substanz nicht zerstört wird, und dass zwischen allen Bewohnern ein gutes Klima herrscht. Was alle betrifft, darf ich nicht eigenmächtig ändern. Und meine Eigenarten dürfen andere nicht stören.

Lehramt und Verstand

Zur Kritik am Lehramt

Natürlich hat mir Gott einen Verstand gegeben, um ihn zu gebrauchen, auch wenn es um Entscheidungen des Lehramtes geht. Dabei geht es mir aber immer zuerst darum, zu verstehen, und erst dann zu urteilen. Diesen Verstand benutze ich aber auch um meine eigene Meinung kritisch zu hinterfragen. Und hier stellen sich mir gewissen Fragen:

* Woher habe ich meine Meinung? Auf was stützt sie sich? Auf mein Gefühl oder auf mein Wissen? Wer beeinflusst sie oder versucht sie zu beeinflussen?

* Woher habe ich mein Wissen? Reicht es, um die Fragen objektiv beurteilen zu können? Wie schon gesagt habe ich weder eine theologische, noch eine philosophische, eine kirchengeschichtliche oder sonst eine wissenschaftliche Ausbildung.

* Kenne ich überhaupt die ganze Lehre gut genug, um sie im Zusammenhang beurteilen zu können? Kenne ich auch die geschichtlichen Hintergründe etc.? Was weiss ich über die verschiedenen theologischen und philosophischen Strömungen der Geschichte und der Gegenwart?

* Zudem, habe ich mich in meinem Leben nicht schon oft getäuscht, selbst bei logisch zwingenden Schlüssen, mangels genügender Kenntnis der Grundlagen, oder infolge falsch verstandener Begriffe, etc.?

Ich bilde mir also nicht ein, weder in Glaubensfragen, noch in der Politik, nicht einmal in all den banalen Sachfragen meines persönlichen Lebens mich immer auf meine "ratio" verlassen zu können. Ich muss mich immer wieder auf die Erfahrungen und das Wissen anderer stützen. Zudem lehren mich meine Erfahrungen und meine vielen Diskussionen, dass gerade in Glaubensfragen die Meinungen weit auseinander gehen. Das

hat seinen Grund darin, dass viel zu oberflächlich argumentiert wird, so dass eigentlich jeder von seinem Standpunkt aus Recht hat. Würde man wirklich logisch diskutieren, z.B. die unklare Begriffe zuerst einmal definieren, und dann immer im gleichen Sinn verwenden, so wäre man wohl bald einmal dort angelangt, wo sich jede weitere Diskussion im Kreise dreht, weil es im Endeffekt um die Frage geht: Was oder wer ist Gott? Ich habe mich entschieden, an einen personalen Gott zu glauben, der sich dem Menschen offenbart und in der Geschichte wirkt. Dass dem so ist, ist eine reine Frage des Glaubens. Das kann niemand weder absolut schlüssig beweisen noch widerlegen.

Mein Gottesverständnis hat mir meine Kirche vermittelt. Von diesem Gottesverständnis her bemühe ich mich auch, ihre Lehre zu verstehen. Und ich muss sagen, dass sich mir aus dieser Optik die meisten Zweifel, Probleme und scheinbare Widersprüche auflösen. Aus dieser Optik kann ich der Kirche vertrauen, weil ich Gott vertraue.

Wahrheit und Toleranz

Was ist Wahrheit

Wenn wir uns dies genauer überlegen, so ist die erste Frage: „Was ist Wahrheit? Haben wir die Wahrheit?“ Wir Christen haben Christus den Herrn, der sagt: „Ich bin die Wahrheit.“ (Im Gegensatz zu allen Propheten und Religionsgründer, die sagen, sie würden die Wahrheit kennen.), und er sagt auch: „Ich bin bei Euch ...“ So gibt es denn für uns nur zwei Möglichkeiten, entweder wir haben die Wahrheit, oder wir sind dem grössten Betrüger aller Zeiten aufgefressen.

Die nächste Frage ist dann, ob wir diese Wahrheit auch wirklich kennen und verstehen. Auch wir Christen sind nur Menschen. Auch unser Wissen, unser Verstand, unsere Erfahrungen haben Grenzen. Vor dem Geheimnis der absoluten Wahrheit, die Gott ist, werden uns diese Grenzen besonders deutlich bewusst. Deshalb gab uns der Herr das Lehramt der Kirche, von dem er sagt: „Wer Euch hört, hört mich.“ Wer also in Treue und Vertrauen mit dem Lehramt verbunden bleibt und sich an deren Lehre orientiert, der kennt die Wahrheit, soweit dies ihm als sterblichen Menschen überhaupt möglich ist.

Im Wissen darum, dass wir einerseits die Wahrheit haben, andererseits aber auch selber immer wieder der Gefahr des Irrtums ausgesetzt sind, wenn wir uns zu sehr auf uns selbst oder irgendwelche selbsternannte Experten verlassen, können wir nun den Andern das Recht zugestehen, zu irren. Wir anerkennen und achten dabei seine Person, seine Überzeugung. Wir wissen dabei, dass wir ihn nie zwingen können, die Wahrheit anzunehmen. Wir wissen aber auch, dass er im Innersten die Wahrheit sucht. Und deshalb bieten wir sie ihm an indem wir die Lehre der Kirche verkünden und möglichst glaubwürdig leben.

Wir erwarten dabei, dass der Andere, der aus seiner Überzeugung heraus glaubt, wir würden irren, auch unsere Person und

unsere Überzeugung anerkennt. Und wir erlauben ihm auch, seine Überzeugung zu vertreten und zu leben.

Diese gegenseitige Anerkennung der Person und Überzeugung des Anderen führt uns dazu, gegenseitig alles zu lassen, was den Anderen beleidigen oder sonst wie verletzen könnte. Auch das gehört zwingend zur Toleranz. Dass es hier zu Reibungspunkten kommen kann, ist nur allzu menschlich. Doch dort, wo die Toleranz gegenseitig echt ist, wird sich immer eine friedliche Lösung finden lassen.

Die Frage, die noch bleibt, ist die Frage nach der Toleranz innerhalb unserer Kirche. Wenn wir gesehen haben, dass wir vom Lehramt abhängen, wenn wir die Wahrheit erkennen wollen, dann heisst dies, dass das Lehramt innerhalb der Kirche die letzte Instanz für die Wahrheit ist, der sich alle zu unterwerfen haben. Dabei sind natürlich theologische Diskussionen durchaus möglich und erwünscht, weil diese uns die Wahrheit immer besser erschliessen können. Unterschieden werden aber muss dabei immer zwischen Forschung und Lehre. Die Forschung arbeitet mit Thesen und Antithesen und sucht auf diesem Weg die Annäherung an die Wahrheit. Dabei kann es durchaus legitim sein, auch einmal einen Irrtum zu verfechten, damit die Wahrheit umso glänzender hervortreten kann. Wir müssen uns dabei aber immer bewusst bleiben, dass einerseits die Forschung nicht das letzte Wort hat, sondern das Lehramt, und andererseits, dass es für die meisten Gläubigen schwer ist, zu unterscheiden. Die Forschung muss also klar als solche erkennbar sein, und in der Verkündigung darf nur die gesicherte Lehre der Kirche vertreten werden.

Das ewige Heil

Die Konsequenzen

Mit dem ewigen Heil ist es wie mit Gott. Wenn ich zur Überzeugung gelangt bin, dass es so etwas nicht gibt, brauche ich mich nicht weiter damit zu beschäftigen. Dann kann ich mich nach dem Motto verhalten: „Auf dass es uns wohl ergehe und wir lange leben auf Erden.“ Natürlich kann ich auch dann nicht alles machen, was ich will. Eine allzu egoistische Haltung könnte auch so ins Auge gehen.

Wenn es aber so etwas gibt, dann gibt es wiederum zwei Möglichkeiten. Entweder dieses ewige Heil ist ein Automatismus, die zwingende Fortsetzung unseres Lebens. Dann kann ich nach dem gleichen Motto verfahren. Oder aber, ich kann es auch verpassen, und der andere Ausgang des irdischen Lebens ist das ewige Unheil, dann würde sich wohl die Mühe lohnen, mein Leben dementsprechend einzurichten.

Nun, beweisen lässt sich dieses ewige Heil nicht, zumindest nicht mit den Methoden der Mathematik oder anderer Naturwissenschaften. Das Gegenteil jedoch lässt sich genau so wenig beweisen. Bleibt die Frage nach der höheren Wahrscheinlichkeit. Damit aber werden wir zurück geworfen auf die Gottesfrage. Wenn es keinen Schöpfergott im christlichen Sinn gibt, dann ist die Wahrscheinlichkeit des ewigen Heils gleich Null. Wenn es ihn jedoch gibt, und besonders wenn er die Liebe ist, wie wir Christen behaupten, dann allerdings ist die Wahrscheinlichkeit eines ewigen Heils sehr gross.

Dann bleibt eigentlich nur die Frage: Ist dieses ewige Heil ein Automatismus, eine Prädestination für alle Menschen, oder besteht die Möglichkeit, dieses Heil zu verpassen. Wie schon gesagt, im ersten Fall lohnte es sich nicht, sich noch lange damit zu beschäftigen. Im zweiten Fall wäre diese Frage aber von existenzieller Natur. Was spricht für einen Automatismus? Aus der Schrift lässt sich ein solcher sicher nicht ableiten. Dazu

müssten wir wohl allzu viel heraus streichen oder offensichtlich uminterpretieren. Doch wie steht es mit der Liebe Gottes zu uns Menschen? Widerspricht diese nicht offensichtlich der Möglichkeit des ewigen Unheils?

Die Lehre von der Liebe Gottes zu uns Menschen stützen wir Christen auf die Bibel. Wenn nun aber diese Bibel uns auch Dinge erzählt, die mit unserer Auffassung von der Liebe Gottes nicht in Einklang zu bringen sind, dann drängt sich die Frage auf, ob wir diese Liebe Gottes auch richtig verstehen. Wären nämlich all die Aussagen der Schrift über die Möglichkeit der Hölle falsch, Fehlinterpretationen der Aussagen Christi, nachträgliche Einschübe aus dem Geist der damaligen Zeit heraus oder was auch immer, oder würden wir all diese Aussagen ganz generell einfach falsch verstehen, wer sagt uns dann, dass nicht auch all die Aussagen über die Liebe Gottes, falsch oder Fehlinterpretationen sind? Damit aber wäre die Schrift als Ganzes ziemlich unglaubwürdig und unbrauchbar.

So stellt sich dann die Frage, lässt sich diese Liebe Gottes nicht doch mit der Möglichkeit des ewigen Unheils für den Menschen vereinbaren? Ist der Ausschluss dieser Möglichkeit nicht vielleicht sogar eine Verkürzung, eine einseitige Verzerrung der Liebe Gottes zu uns? Wahre Liebe drängt sich nicht auf. Liebe lässt sich nur schenken, und dies immer auf die Gefahr hin, dass dieses Geschenk abgelehnt wird. Wahre Liebe lässt dem Anderen seine Freiheit. Gottes Liebe ist genau so. Sie lässt uns unsere Freiheit. Sie bietet sich an als Geschenk. Sie zwingt aber niemanden, dieses Geschenk anzunehmen, was dann aber nicht heisst, dass der Mensch nicht die Konsequenzen seines Entscheids zu tragen hat. Akzeptiert er diese Liebe (definitiv beim letzten Entscheid in seinem Tod), dann ist das ewige Heil für ihn unwiderruflich gesichert. Lehnt es sie ab, dann wird auch dieser Entscheid schlussendlich definitiv, das heisst für immer und ewig. Das Gegenteil des Heils aber ist das Unheil.

Eine ganz andere Frage ist, wie denn dieses definitive, ewige Heil, beziehungsweise dieses definitive, ewige Unheil konkret

aussehen. Nun übersteigt das Ewige logischerweise unseren zeitlich und räumlich begrenzten Verstand massiv. Wir sind also auf menschliche, oft allzu menschliche Bilder angewiesen, wenn wir eine Ahnung haben wollen. Solche Bilder sind nicht von vornherein falsch. Wir müssen uns nur bewusst bleiben, dass es Bilder sind, die in die richtige Richtung weisen. Grundsätzlich geht es einfach darum, in der Liebe Gottes oder ohne diese Liebe in Ewigkeit weiter zu leben. „Liebe ist Alterzentrismus“ lautet eine Definition. Liebe ist das ausgerichtet sein auf den Anderen. Das Gegenteil davon ist der Egozentrismus, das ausgerichtet sein auf sich selber. Stark egozentrisch lebende Menschen sind nicht nur anderen eine Last, sondern auch sich selber. Ein ewiger Egozentrismus, das muss die Hölle sein. So gesehen ist das ewige Heil die ewige Beziehung zu diesem liebenden Gott, die ewige Beziehungslosigkeit aber das ewige Unheil.

So gesehen zeigt sich die ganze Liebe Gottes darin, dass er nicht aufhört, uns zu lieben, solange unsere Ablehnung seiner Liebe nicht definitiv ist. Unser ganzes Leben hindurch haben wir die Möglichkeit, immer und immer wieder in seine Liebe zurück zu kehren, was immer auch geschehen sein mag. Wer dies immer möglichst rasch wieder tut, wem dies zur Gewohnheit geworden ist, dem wird der endgültige Entscheid nicht schwer fallen. Wer aber den Geist der Ablehnung, des Egozentrismus, des Stolzes pflegt, der dürfte es nicht leicht fallen, in die letzte Entscheidung plötzlich anders, für Gott zu treffen. Gott führt alle in seine ewige Glückseligkeit, die sich ihm, und damit ihrem eigenen Glück, nicht selbst entziehen.

Die Lehre von der Liebe Gottes zu uns Menschen stützen wir Christen auf die Bibel. Wenn nun aber diese Bibel uns auch Dinge erzählt, die mit unserer Auffassung von der Liebe Gottes nicht in Einklang zu bringen sind, dann drängt sich die Frage auf, ob wir diese Liebe Gottes auch richtig verstehen. Wären nämlich all die Aussagen der Schrift über die Möglichkeit der Hölle falsch, Fehlinterpretationen der Aussagen Christi, nachträgliche Einschübe aus dem Geist der damaligen Zeit heraus oder was auch immer, oder würden wir all diese Aussagen

ganz generell einfach falsch verstehen, wer sagt uns dann, dass nicht auch all die Aussagen über die Liebe Gottes, falsch oder Fehlinterpretationen sind? Damit aber wäre die Schrift als Ganzes ziemlich ungläubwürdig und unbrauchbar.

So stellt sich dann die Frage, lässt sich diese Liebe Gottes nicht doch mit der Möglichkeit des ewigen Unheils für den Menschen vereinbaren? Ist der Ausschluss dieser Möglichkeit nicht vielleicht sogar eine Verkürzung, eine einseitige Verzerrung der Liebe Gottes zu uns? Wahre Liebe drängt sich nicht auf. Liebe lässt sich nur schenken, und dies immer auf die Gefahr hin, dass dieses Geschenk abgelehnt wird. Wahre Liebe lässt dem Anderen seine Freiheit. Gottes Liebe ist genau so. Sie lässt uns unsere Freiheit. Sie bietet sich an als Geschenk. Sie zwingt aber niemanden, dieses Geschenk anzunehmen, was dann aber nicht heißt, dass der Mensch nicht die Konsequenzen seines Entscheids zu tragen hat. Akzeptiert er diese Liebe (definitiv beim letzten Entscheid in seinem Tod), dann ist das ewige Heil für ihn unwiderruflich gesichert. Lehnt es sie ab, dann wird auch dieser Entscheid schlussendlich definitiv, das heißt für immer und ewig. Das Gegenteil des Heils aber ist das Unheil.

Eine ganz andere Frage ist, wie denn dieses definitive, ewige Heil, beziehungsweise dieses definitive, ewige Unheil konkret aussehen. Nun übersteigt das Ewige logischerweise unseren zeitlich und räumlich begrenzten Verstand massiv. Wir sind also auf menschliche, oft allzu menschliche Bilder angewiesen, wenn wir eine Ahnung haben wollen. Solche Bilder sind nicht von vornherein falsch. Wir müssen uns nur bewusst bleiben, dass es Bilder sind, die in die richtige Richtung weisen. Grundsätzlich geht es einfach darum, in der Liebe Gottes oder ohne diese Liebe in Ewigkeit weiter zu leben. „Liebe ist Alterzentrismus“ lautet eine Definition. Liebe ist das ausgerichtet sein auf den Anderen. Das Gegenteil davon ist der Egozentrismus, das ausgerichtet sein auf sich selber. Stark egozentrisch lebende Menschen sind nicht nur anderen eine Last, sondern auch sich selber. Ein ewiger Egozentrismus, das muss die Hölle sein. So

gesehen ist das ewige Heil die ewige Beziehung zu diesem liebenden Gott, die ewige Beziehungslosigkeit aber das ewige Unheil.

So gesehen zeigt sich die ganze Liebe Gottes darin, dass er nicht aufhört, uns zu lieben, solange unsere Ablehnung seiner Liebe nicht definitiv ist. Unser ganzes Leben hindurch haben wir die Möglichkeit, immer und immer wieder in seine Liebe zurück zu kehren, was immer auch geschehen sein mag. Wer dies immer möglichst rasch wieder tut, wem dies zur Gewohnheit geworden ist, dem wird der endgültige Entscheid nicht schwer fallen. Wer aber den Geist der Ablehnung, des Egozentrismus, des Stolzes pflegt, der dürfte es nicht leicht fallen, in die letzte Entscheidung plötzlich anders, für Gott zu treffen. Gott führt alle in seine ewige Glückseligkeit, die sich ihm, und damit ihrem eigenen Glück, nicht selbst entziehen.

Vernetztes Denken - vernetztes Glauben

Sich eine umfassende Sicht aneignen

Schon vor mehr als zwanzig Jahren wurde uns in einem Kaderkurs das Prinzip des vernetzten Denkens dargelegt. Am Projekt der Kapazitätsausweitung eines Skilifts wurde aufgezeigt, wie eine vielversprechende Idee nur so lange viel versprechend blieb, als man dieses als in sich abgeschlossen betrachtete. Nahm man jedoch die Auswirkungen dazu, die dieses Vorhaben auf den Zubringerverkehr, die Parkplätze, das Abwasserproblem, die Elektrizitätsversorgung etc. hatte, erschien es je länger je mehr als problematisch. Man entschloss sich, das Ganze mit den Methoden des vernetzten Denkens anzugehen. Ein paar Monate später lag dann ein ganz anderes Projekt zur touristischen Entwicklung vor, das nun die ganze Talschaft mit einbezog, und nicht nur mehr Menschen diente, sondern auch viele Nachteile des ersten Projektes vermeiden oder doch wesentlich entschärfen konnte.

Was heisst das nun im konkreten Alltag? Wir alle neigen doch immer dazu, nach dem Prinzip vorzugehen: „Es ist etwas geschehen! – Es muss etwas geschehen!“, obwohl dieses in allen Handbüchern der Organisation deutlich verurteilt wird. Wir neigen dazu, uns auf eine konkrete, hier und jetzt lösbare Aufgabe zu stürzen, ohne weder nach den Hintergründen noch nach den möglichen „Nebenwirkungen“ zu fragen. Symptombekämpfung statt Wurzelbehandlung heisst oft die Devise.

Nun, an sich ist Symptombekämpfung nicht falsch. Oftmals ist sie sogar notwendig. Sie darf sich aber nie verselbständigen. Sie darf nie schlussendlich die Wurzelbehandlung behindern, verhindern, oder die Krankheit gar noch fördern. Dazu braucht es vernetztes Denken. Dabei wird versucht, einerseits alle relevanten Daten und Fakten zu sammeln, diese dann in ihrem Zusammenhang darzustellen und ihre Wechselwirkungen und Weiterwirkungen aufzuzeigen. Die menschliche Beschränktheit wird zwar schnell einmal an jene Grenzen führen, wo das

System zu unübersichtlich wird. Das Bemühen, eine möglichst umfassende Sicht der Dinge zu erwerben, lohnt sich jedoch in jedem Fall.

Sich eine solche möglichst umfassende Sicht anzueignen lohnt sich auch im Bereich des Glaubens. Wir glauben, dass Gott allwissend ist. Was heisst das anderes, als dass er absolut vernetzt denkt, beziehungsweise eine absolut vernetzte Kenntnis aller Dinge hat. Er weiss um die Ursachen, Gründe und Hintergründe, er kennt die Wirkungen, Nebenwirkungen und die Wirkungen der Wirkungen bis ins letzte Detail und in alle Zukunft hinein. Hätten wir die gleichen Kenntnisse, wir würden Gott immer verstehen. Das aber ist der Kreatur nicht gegeben. Doch immer wieder zu versuchen, auch Ursachen und Wirkungen auch über das Naheliegende hinaus zu erwägen, führt uns zu einem Verständnis Gottes, das gerade auf dieser „Unverständlichkeit“ Gottes beruht.

Diese Methode hilft uns dann auch im konkreten Alltag, nicht beim Vordergründigen stehen zu bleiben und uns in blindem Eifer in eine Aufgabe zu stürzen, die sich längerfristig als eher nachteilig für uns selbst und unsere Mitmenschen erweist. Diese Haltung wiederum wird auch unser Gottvertrauen stärken, indem wir ihn und sein Wirken in unsere Berechnungen mit einbeziehen. So gesehen heisst Glauben, die Welt als „Netzwerk“ Gottes zu sehen und unser Leben daran fest zu machen, um so dessen Wirkung zu erfahren und daraus den Impuls und die Kraft zu unserem eigenen Wirken zu schöpfen.

Vernunft ohne Glaube ist wie Glaube ohne Vernunft

Vernunft contra Glaube?

Wenn wir mit Atheisten und Agnostikern diskutieren, dann fällt immer wieder auf, wie sehr diese auf die Vernunft pochen, um den Glauben ablehnen zu können. Überhaupt, so scheint mir, rutscht unsere moderne Welt immer mehr in eine „Vernunftgläubigkeit“ hinein, die mir Angst macht. Ein kleines Beispiel: Auf die Wettervorhersagen meines Grossvater konnte man sich ziemlich gut verlassen. Heute verlassen wir uns auf die computerberechneten Wetterprognosen wissenschaftlicher Institute. Oder: Der Arzt meiner Kindheit verliess sich stark auf seine Erfahrung und sein Gefühl. Heute verlassen sich die Mediziner auf ihre Messgeräte und Laboranalysen. Betrachten wir die Kunst, so zählen heute nicht mehr so sehr die Schönheit und das Empfinden des Betrachters, sondern oft nur der „rationelle“ Gedanke, der dahinter steht. Sogar im religiösen Bereich kann man eine Tendenz hin zur Rationalisierung des Glaubens feststellen. Wenn Theologen vom Mysterium sprechen, ist dies manchmal mehr die verstandesmäßige Feststellung, dass etwas rationell nicht erklärbar ist, die Begründung, um sich nicht konkret äussern zu müssen, als ein gelebter Glaube. Auch vor den einfachen Gläubigen macht dieser Trend nicht halt. Auch hier wird immer mehr eine vernunftmässige Rechtfertigung verlangt, um dem Wagnis des Glaubens ausweichen zu können.

Hinter all dem steht die Überzeugung, dass die Vernunft die höchste, ja, die eigentliche menschliche Fähigkeit sei. Alle anderen Fähigkeiten müssten sich an ihr, bzw. durch sie messen lassen. Dass z.B. das Auge sich so kontrollieren lässt, ist noch einigermaßen klar. Doch schon beim Ohr beginnt die Schwierigkeit. Es ist in der Lage ist, Zwischentöne aufzunehmen, die z.B. Gefühle ausdrücken, und mit keinem Mikrofon erfassbar sind. Als unsere Kinder noch ganz klein waren, begann eines immer zu weinen, wenn es die Stimme eines Nachbarn hörte. Wir hatten keine Ahnung warum. Erst Jahre später stellte sich

heraus, dass uns dieser Nachbar immer schon nicht besonders gut gesinnt war. Fähigkeiten wie Gefühl, Intuition, Ahnung und Empfindungen haben heute einen schlechten Ruf. Dabei spielen sie bei den Naturvölkern immer noch eine grosse, oftmals überlebensnotwendige Rolle. Wir hingegen haben, infolge unseres rationell-technischen Sicherheitsstandards, viele solcher Fähigkeiten verloren, oder sie wurden doch sehr abgestumpft. So verflüchtigte sich auch unsere Beziehung zur Natur weitgehend. Diese wurde für uns zum mehr oder weniger reinen Analyseobjekt.

Etwas nämlich, das der Verstand allein weder zu schaffen noch zu begreifen vermag, ist eine Beziehung, Beziehung im tiefen Sinn des Wortes. Wo menschliche Beziehungen auf den rein rationalen Aspekt reduziert werden, da ist von Menschlichkeit nicht mehr viel zu spüren. Menschlicher Beziehung ist irgendwie irrational, ich würde sagen überrational. Die Beziehungsfähigkeit ist aber für den Menschen mindestens so wichtig, wie seine verstandesmässigen Fähigkeiten. Sie schliesst den Verstand nicht aus, ja, der Verstand ist darin ein sehr nützliches Element. Aber sie schliesst eben auch alle anderen Fähigkeiten mit ein. Vielleicht könnte man sagen, das harmonische Zusammenspiel all meiner ganz persönlichen Fähigkeiten macht meine Beziehungsfähigkeit überhaupt erst aus.

Der Glaube ist für mich nichts anderes als die Beziehungsfähigkeit des Menschen zu Gott. Der Glaube, und das heisst nichts anderes als der Einsatz all meiner persönlichen Fähigkeiten für eine Beziehung zu Gott, befähigt mich über die engen Grenzen meiner materiellen Existenz hinaus zu wachsen, hin zu jener immateriellen, rein geistigen Realität, die Beziehung in sich, die Gott ist. Jede echte Beziehung aber beruht auf Gegenseitigkeit. So ist auch der Glaube etwas gegenseitiges, ein Eingehen Gottes auf mich und mein Eingehen auf Ihn. Wir haben gesehen, dass eine Beziehung immer alle Fähigkeiten des Menschen umfasst. Deshalb kann es keinen wahren Glauben geben, ohne die Vernunft. Aber genau so wenig kann sich der Mensch wirklich selbst verwirklichen ohne den Glauben. Ihm würde dann jene Beziehung fehlen, die es ihm erst erlaubt,

wahrer Mensch, und nicht einfach ein vernunftbegabtes Tier zu sein.

Vom Umgang mit der Wahrheit

DIE Wahrheit

In einem katholischen Blog schrieb kürzlich eine Katechetin, dass sie zu ihren Schülern im Religionsunterricht sage: "Es gibt nicht DIE Wahrheit, sondern so viele Wahrheiten, wie es Menschen gibt." Es ist hier sicher nicht der Ort, die Pilatusfrage zu erörtern: „Was ist Wahrheit?“ Die Aussage dieser Katechetin aber wirft die Frage auf, wie gehen wir mit der Wahrheit um.

Die Behauptung dieser Person will wohl kaum jede Wahrheit leugnen. Im ganzen Zusammenhang steht sie eher für die Beobachtung, dass, besonders im Bereich der Weltanschauungen und Religionen, ja selbst innerhalb einer einzelnen Religion, sehr viele unterschiedliche bis gegensätzliche Meinungen vertreten, und diese dann mehr oder weniger absolut gesetzt werden. Wie verhalten wir uns in dieser Situation?

Den einen Weg zeigt uns die Aussage dieser Katechetin: Es gibt nicht DIE Wahrheit. Wahrheit ist relativ, an die Person, sein Umfeld, sein Wissen und seine Erfahrungen und Erwartungen gebunden. Hier wird die oben beschriebene Beobachtung absolut gesetzt. Diese Ansicht aber muss sich die Frage gefallen lassen, ob sie nicht ein Widerspruch in sich ist. Wenn es nämlich DIE Wahrheit nicht gibt, so kann auch diese Aussage nicht DIE Wahrheit sein. Dann ist sie genau so eine persönliche „Wahrheit“, und die gegenteilige Aussage kann genau das gleiche Recht auf „Wahrheit“ beanspruchen. Dieser Ansatz führt also zu nichts.

Ja, dieser Ansatz wird schnell einmal gefährlich, nämlich dort, wo es dann darum geht, diese Relativität der Wahrheit in der Praxis zu leben. Ein sehr deutliches Beispiel haben wir im Fall dieser Katechetin. Sie hat ihre persönliche „Wahrheit“ und verkündet und lehrt diese den ihr anvertrauten Kindern und Jugendlichen. Was aber diese Kinder und Jugendliche zu hören

glauben ist die Ansicht der Kirche. So muss sie sich fragen lassen, ob hier nicht einerseits der Tatbestand der Irreführung vorliegt, und andererseits derjenige der ungetreuen Amtsführung. Ihre Funktion ist doch bis zu einem gewissen Grad auch diejenige einer Sprecherin der Kirche. Die Aufgabe, die sie übernommen hat, ist, die Lehre dieser Kirche in der Öffentlichkeit zu verbreiten und zu erklären. Ob sie sich dabei auf ihre „Wahrheit“ berufen kann, um dies nicht zu tun, ist mehr als fraglich, besonders wenn sie selbst behauptet, dass es DIE Wahrheit nicht gibt. Gerade in diesem Fall wäre doch der Respekt vor der „Wahrheit“ des Anderen gefordert.

Ein anderer Weg im Umgang mit der Wahrheit ist, das was ich als Wahrheit erkannt habe absolut zu setzen und so zu verkünden. Die Frage, die wir uns hier stellen müssen aber lautet: „Ist das, was ich als Wahrheit erkannt habe, erstens einmal überhaupt die Wahrheit? Und wenn dies feststeht, ist es die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit?“ Dann werden wir schnell einmal sehen, dass der einzelne Mensch nie in der Lage ist, DIE Wahrheit vollständig, sozusagen von allen Seiten gleichzeitig, zu erkennen. Der Grund dafür liegt sicher einerseits in unserer zeitlichen und räumlichen, wie auch unserer wissens- und gefühlsmässigen Begrenztheit. Andererseits aber wissen wir Christen, dass DIE Wahrheit schlussendlich nichts anderes ist als eine Person, Christus, unser Herr. Wie wollen wir behaupten IHN ganz zu kennen, wenn wir nicht einmal unsere nächsten Mitmenschen einigermaßen ganz begreifen können?

Daraus ergibt sich nun der bessere, der christliche Weg im Umgang mit der Wahrheit. Hier dürfen und müssen wir die Unterscheidung treffen, die unsere Katechetin macht, dann aber in einen Irrtum verfällt. Es ist die Unterscheidung zwischen DER Wahrheit und meiner „Wahrheit“, zwischen der ganzen Fülle Christi und dem, was ich davon bisher „wahr zu nehmen“ vermochte. Hier darf ich ruhig anerkennen, dass ich nicht die ganze Wahrheit besitze, dass andere vielleicht einen anderen Zugang zur Wahrheit haben, als ich. Entscheidend ist hier, dass

wir gemeinsam auf diese ganze Wahrheit zugehen, immer offen für die noch grössere, noch umfassendere Wahrheit, und immer bescheiden vor unseren Beschränkungen und unserer Möglichkeit des Irrtums. Dieses gemeinsam auf DIE Wahrheit, auf Christus zugehen, das ist der Weg der Kirche. Sie verwaltet diesen ganzen Schatz der Wahrheit. Sie ist der kluge Hausherr, der aus seinem reichen Vorrat Neues und Altes hervorholt (Mt. 13.52). In ihr haben wir die Sicherheit des Glaubens und gleichzeitig eine enorme Freiheit, weil wir voll und ganz das Wagnis eingehen dürfen, uns auf DIE Wahrheit einzulassen, auf eine persönliche Beziehung zu IHR, zu Christus unserem Bruder und Herrn.

Wie erkennt man falsche Propheten?

Wer seine eigene Meinung verkauft

Hütet euch vor den falschen Propheten; sie kommen zu euch wie (harmlose) Schafe, in Wirklichkeit aber sind sie reißende Wölfe. (Mt 7,15)

Doch wie erkennt man falsche Propheten? Wie findet man den Wolf im Schafspelz mitten in der Herde? Vielleicht müssen wir uns zuerst ein wenig in der Politik umsehen. Wenn es auf die Wahlen zugeht, dann sind alle Politiker Propheten, dann wissen Sie genau, was uns erwartet, wenn wir nicht ihrer Partei sondern einer anderen, womöglich sogar der Opposition die Stimme geben. Ebenso so genau wissen sie auch, was für das Wohl des Staates und seiner Bürger bräuchte, und wie es zu erreichen wäre. Um ihre Prophezeiungen zu verbreiten engagieren sie professionelle Werber, die ihre Ansichten mit allen Mitteln der Kunst und der Psychologie den Wählern zu „verkaufen“ haben. Wie dann die Realität nach den Wahlen aussieht, das ist eine ganz andere Frage, denn der nächste Wahlkampf beginnt bereits am Tag nach der geschlagenen Schlacht.

Wir haben es hier ziemlich eindeutig mit falschen Propheten zu tun. Sie nennen sich ehrlicherweise auch nicht so. Sie sind einfach Politiker. Wie aber steht es in der Kirche? Wenn wir das Wort Christi ernst nehmen, dann müssen wir davon ausgehen, dass es auch dort falsche Propheten gibt. Können wir hier vielleicht die gleichen Maßstäbe ansetzen, wie in der Politik? Das würde dann heißen, falsche Propheten erkennt man daran, dass sie ihre eigene Meinung mit allen Mitteln der Kunst und der Psychologie zu „verkaufen“ suchen. Echte Propheten dagegen verkünden die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, komme sie gelegen oder ungelegen, selbst dann, wenn sie nicht nur den Zuhörern sondern auch ihnen selber ungelegen kommt.

Doch: was ist Wahrheit. Falsche Propheten weichen dieser Frage aus. Echte verkünden uns Christus, den Gekreuzigten, der von sich sagt: „ICH BIN die Wahrheit.“ Falsche Propheten verkünden ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse. Echte legen uns den ganzen Schatz der Offenbarung und Überlieferung vor.

Damit kommen wir zu einer weiteren wesentlichen Eigenschaft der echten Propheten. Es ist die Ganzheitlichkeit. Falsche Propheten verkünden nur, was in ihr Konzept passt, was ihre Theorien stützt. Wahre Propheten bemühen sich möglichst alle Aspekte der Wahrheit, eben die ganze Wahrheit zu vermitteln. Politiker und Werber arbeiten gerne mit Halbwahrheiten. Ebenso die falschen Propheten. Diese sind immer sehr schwer zu widerlegen. Sie sind nämlich nicht an sich falsch, sondern werden erst falsch, wenn sie andere Aspekte der gleichen Wahrheit verdrängen oder gar leugnen.

Hüten wir uns vor falschen Propheten. Suchen und fordern wir von unseren „Propheten“ immer die ganze Wahrheit, den ganzen Christus, den ganzen Gott, der allein der wahre Gott sein kann. Und richten wir unser Leben dann ebenso auf die ganze Wahrheit ein. Holen wir sie in unser Leben, bleiben wir mit ihr in einer intensiven, persönlichen Beziehung. Dies ist ja möglich, weil „unsere“ Wahrheit nicht einfach eine Theorie, sondern eine Person ist.

Der beste Schutz gegen falsche Propheten ist also ein Leben mit Gott, eine intensive, persönliche Beziehung zu Christus, dem Herrn. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf all das einzugehen, was eine solche echte Beziehung ausmacht. In unserem Zusammenhang sind es insbesondere Offenheit für die ganze Wahrheit und die Bescheidenheit vor der Begrenztheit unserer eigenen Fähigkeiten. Beides aber führt uns zur Kirche. In ihr und an ihrer Hand, gehen wir den sicheren Weg. In ihr und an ihrer Hand kann unser Glaube immer mehr wachsen, immer umfassender, immer ganzheitlicher werden, ohne Gefahr zu laufen in Irrtümer oder Einseitigkeiten zu verfallen.

Was glauben? - Wem glauben?

Glaube

„Wir glauben, aber wir glauben nicht alles!“ Mit diesem Spruch warb vor einiger Zeit die romkritische Zeitschrift „aufbruch“ für ihr Blatt und ihre Ideen. Doch was heisst das? Ist das nicht eine Binsenwahrheit. Es gibt wohl niemanden, der einfach alles glaubt.

Von „glauben“ ist heute viel die Rede. Doch beginnt man zu fragen, dann wissen sehr viele zwar sehr genau, was sie NICHT glauben. Was sie aber konkret glauben, darüber können sie kaum Auskunft geben oder bleiben in ihren Aussagen sehr diffus. „Ich glaube, aber ich glaube nicht alles!“ erlaubt es ihnen, sich des Langen und Breiten über all das auszulassen, was sie nicht glauben, und dispensiert davon, zu sagen was sie effektiv glauben. Zudem, für das, was man nicht glaubt, kann man vom Gegenüber Beweise fordern. Für das, was man glaubt, riskiert man Argumente liefern zu müssen. Und ausserdem, Glaube eint jene, die das Selbe glauben. „Nicht Glauben“ eint über alle Grenzen der unterschiedlichsten Meinungen hinweg.

Das Problem des Glaubens ist wohl, dass wir all das, was wir schlüssig beweisen können, gar nicht glauben müssen. Wir wissen es ganz einfach. Bei all dem aber, wo es keine unwiderlegbaren Beweise gibt, haben wir nur die Wahl zu glauben, oder eben nicht. Glaube ist immer der persönliche Entscheid unseres freien Willens. Es gibt verschiedene Kriterien, die uns dabei helfen können, die Wahrscheinlichkeit, die Logik, die Stimmigkeit mit der Realität etc. Der meist entscheidende Faktor aber dürfte die Glaubwürdigkeit dessen sein, der uns eine „Wahrheit“ vorlegt. Unser Spruch müsste deshalb heissen: „Wir glauben, aber wir glauben nicht Jedem!“

Die Frage lautet also nicht zuerst: „Was sollen wir glauben?“ Sondern: „Wem sollen wir glauben?“ Irgendwo habe ich einmal gelesen, das Judentum sage nicht: „Wir glauben AN Gott!“

sondern schlicht und einfach: „Wir glauben Gott!“. Die Existenz dieses sich offenbarenden Gottes ist hier eine allgemeine, selbstverständliche Erfahrung. Gott und Seiner Offenbarung zu glauben, das ist auch die Haltung des Christen. Doch dieser Gott offenbart sich dem einzelnen Menschen normalerweise nicht direkt. Damit bleibt auch für uns die Frage: „Wem sollen wir glauben?“

Es würde zu weit führen, hier den Beweis dafür anzutreten, dass die Kirche die zuverlässige Verkünderin des Glaubens ist. Wir dürfen aber, glaube ich, hier einmal die gleiche rhetorische Methode anwenden und zuerst sagen, wem wir NICHT glauben. Ganz sicher sind es all jene, die ihren eigenen Glauben, ihre eigene Wahrheit verkünden. Ihnen fehlt jene Bescheidenheit, jenes Wissen um die eigene Begrenztheit, ohne die jede „Wahrheit“ zur halben Wahrheit (und damit oft zur ganzen Lüge) wird.

Die Gerichtsrede

Oder das Böse in der Welt

„Warum hat denn Jesus Christus ausgerechnet "soziale" Fragen zum Kriterium der ewigen Seligkeit gemacht?" So fragte jüngst ein Schweizer Priester. Er spielt damit auf die Gerichtsrede an, (Mt 25,31-46) und auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. (Lk 10,30-37) Doch, dürfen diese Stellen wirklich rein befreiungstheologisch ausgelegt werden? Werden sie so nicht aus dem Zusammenhang gerissen? Die Gerichtsrede ist der Abschluss der Rede über die Endzeit. Von einer Welt in „Friede und Gerechtigkeit" ist dort wenig zu finden. Und auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter folgt direkt die Geschichte von Maria und Marta.

Auf den ersten Blick allerdings scheint die Gerichtsrede das soziale Engagement zum alles entscheidenden Kriterium für das ewige Heil zu machen. Doch nicht weit vorher steht die Frage nach dem wichtigsten Gebot. (Mt. 22,34-40) Als erstes und wichtigstes wird dort die Gottesliebe erwähnt, und zwar bedingungslos, „aus deinem ganzen Herzen" etc. Das zweite ist dann diesem gleich (bedingungslos), die Nächstenliebe.

Die erste Frage, die sich aufdrängt, ist nun, dürfen wir diese Reihenfolge umdrehen? Dürfen wir also, wie es die Befreiungstheologie tut, die Nächstenliebe vor die Gottesliebe stellen? Laufen wir so nicht die Gefahr, die Gottesliebe schlussendlich zu vernachlässigen oder gar zu vergessen? Sollen wir in den gleichen Fehler verfallen wie gewisse unserer Vorfahren, nur mit umgekehrten Vorzeichen? Heisst es nicht deutlich, dass beide Gebote sich gleich sind, also zusammen gehören, nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen?

Die nächste Frage ist dann, verstehen wir die Gerichtsrede überhaupt richtig, wenn wir sie auf ihre soziale Komponente reduzieren? Ist der Einsatz für Friede und Gerechtigkeit tatsächlich das allein Entscheidende? Geht es nicht um weit

mehr? „Du sollst dich für Friede und Gerechtigkeit einsetzen“ ist zwar so in den zehn Geboten nicht so formuliert, liegt aber ganz auf dieser Linie. Nur, auch ein solches Gebot ist nur eines von all jenen, die im Hauptgebot, dem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe enthalten sind. Wenn nun Christus uns dieses Doppelgebot gibt, wird er uns dann nur nach einer einzigen Vorschrift richten? Fallen wir mit einer solchen Ansicht nicht zurück in den Formalismus früherer Zeiten?

Was aber will dann diese Gerichtsrede sagen? Nach welchen Kriterien werden wir schlussendlich gerichtet? Will dieses Bild nicht einfach sagen, dass die Gottes- und Nächstenliebe nicht Theorie oder Rhetorik bleiben dürfen, sondern sich in der Praxis des eigenen Lebens bewähren müssen? Unser Einsatz für Friede und Gerechtigkeit, aber auch all unser anderes Tun und Lassen, muss Ausdruck unserer Gottes und Nächstenliebe sein. Es gibt keine echte Gottes- und Nächstenliebe ohne entsprechende Taten. Es gibt aber auch keine christlichen Taten ohne die Gottes und Nächstenliebe. Die Gerechten im Beispiel haben ganz selbstverständlich aus ihrer theozentrischen Haltung heraus gehandelt. Sie waren sich nicht einmal bewusst, dass sie damit ihrem Herrn und Gott begegneten. Die Ungerechten handelten ganz selbstverständlich aus ihrem Egozentrismus heraus. Sie hielten den Gedanken an die Gottes und Nächstenliebe weit vom Leib.

Ein weiterer Gedanke darf nicht ausgeklammert werden. Gibt es eine wahre Nächstenliebe, die selektiv ist? Dürfen wir jene Menschen ausklammern, die wir nicht mögen? Heisst es nicht auch: „Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen?“ Eine der grossen Schwächen der Befreiungstheologie ist doch auch, dass sie schnell zu Misstrauen, Neid, Lieblosigkeit, ja sogar Hasse verleitet gegenüber jenen, die mich oder meine Freunde ausbeuten und unterdrücken. Sie verleitet dazu, gegen DIE Bösen, DIE Ungerechten, DIE Ausbeuter etc. zu kämpfen. Der Christ aber ist aufgerufen zum Kampf gegen DAS Böse. Der Befreiungstheologe wird schnell einmal in einen Kampf gegen seine Mitmenschen verwickelt. Sein ganzes Gebot ist ja eine einzige Kriegserklärung an die Reichen und

Mächtigen. Der Christ „hat nicht mit Menschen aus Fleisch und Blut zu kämpfen" wie es Paulus sagt, „sondern mit den Mächten der Finsternis".

Armut macht traurig?

Armut ist die grösste Plage

„Armut macht traurig!“ oder „Armut macht wütend!“ so liessen TheologInnen Kinder in einem Gottesdienst zum Weltmissionssonntag auf Plakate schreiben. Die Absicht dahinter war wohl, Kinder wie Erwachsene für die Probleme der Armut und Ausgrenzung bei uns und in den Entwicklungsländern zu sensibilisieren. Hoffen wir, das sei ihnen auch gelungen.

Aber, haben sie damit nicht auch noch eine ganz andere, eventuell sogar viel stärkere Botschaft vermittelt? „Armut ist die grösste Plage – Reichtum ist das höchste Glück!“ heisst es im Gedicht vom Schatzgräber, das wir in unserer Jugendzeit lernen mussten. Diese Botschaft vermittelt uns auch die Werbung Tag für Tag. Und die Folgen dieser Botschaft in unserer Welt sind nicht zu übersehen: Egoismus und Rücksichtslosigkeit bis hin zu Gewalt und Verbrechen. Wollen wir Christen ebenfalls – und sei es nur unbewusst – in diesen Chor einstimmen? Kann das die christliche Botschaft sein?

Bei all unserem Einsatz für Friede und Gerechtigkeit und eine bessere Welt müssen wir immer darauf bedacht sein, das „Reich Gottes und seine Gerechtigkeit“ zu suchen, und uns und unseren Mitmenschen keine Illusionen zu machen. Ein Paradies auf Erden kann und wird es nie geben. Nur mit jener Liebe, die sich selbst zurück zu nehmen versteht, damit andere nicht leiden, können wir die Welt verbessern. Diese Liebe aber misst sich nicht in Franken und Dollars. Zu dieser Liebe ist jeder fähig, der materiell Arme vielleicht noch viel besser als der Reiche.

Nur so weit es der christlichen Verkündigung gelingt, diese Liebe jedem Menschen, ob arm oder reich, beizubringen, können wir auch auf eine bessere Welt hier und jetzt hoffen. Wo jedoch das Heil hier und jetzt überbetont wird, da pervertiert das Christentum zu einem religiös verbrämten Marxismus.

Der Auszug aus Ägypten

und die Befreiungstheologie

Wenn wir den Auszug aus Ägypten, wie ihn uns die Schrift schildert, auf dem Hintergrund dessen betrachten, was sich heute in der Theologie abspielt, so fällt plötzlich auf, wie sehr die Israeliten damals ihren Auszug befreiungstheologisch verstanden und deshalb mehrmals auf Konfrontationskurs zu ihrem Erlöser, ihrem Herrn und Gott gerieten. Im Vordergrund stand für sie die Befreiung aus dem Joch der Ägypter, und jenes verheissene gelobte Land, in dem Milch und Honig fließen. Es war für sie fast unmöglich zu verstehen, dass es dabei um weit mehr ging, als nur um eine Besserstellung ihrer materiellen Lebensbedingungen. Deshalb murrten sie auch sofort, wenn sich die Dinge nicht direkt und offensichtlich zum Besseren wendeten, wenn Schwierigkeiten auftauchten, wenn dieser mächtige und grosse Gott nicht so und nicht so rasch handelte, wie sie es sich wünschten. Doch im Plan Gottes stand weit mehr auf dem Spiel. Sein Handeln an Israel war ein Werben um sein Volk, dem er ein guter und weiser Vater sein wollte, das er zu führen versuchte, dem er Wege zeigen wollte zu einem Heil, das nie mehr gestört oder gar zerstört werden kann. Er versuchte ihnen zu zeigen, dass nur das volle und bedingungslose Vertrauen in ihn, und aus diesem Vertrauen heraus der Gehorsam gegenüber seine weisen Gesetzen und Weisungen, dieses Heil ermöglichen, und dass jede Selbstherrlichkeit und Besserwisserei nur in die Krise, wenn nicht gar in eine lebensbedrohenden Gefahr münden kann.

Die moderne Befreiungstheologie scheint genau so wenig zu verstehen, dass hinter dem Kommen unseres Erlösers Jesus Christus zuerst eine ganz andere, wesentlich tiefere Absicht Gottes steht, als nur eine bessere, menschlichere, gerechtere Welt. Sie vergisst wie der Engel bei der Verkündigung das Geschehen begründete: „Er wird sein Volk aus seinen Sünden erlösen!“ Das Kommen Christi ist wiederum dieses Werben Gottes um den Menschen, um sein Volk. Ihm will er ein guter und

mächtiger Vater sein. Ihm will er sein gutes und weises Gesetz ganz neu ans Herz legen, jenes alte, das in der Erlösungstat am Kreuz seines Sohnes einen noch viel tieferen Sinn erhalten hat.: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben, aus deinem ganzen Herzen, aus deinem ganzen Gemüt und mit all deinen Kräften, und (aus dieser Liebe heraus) deinen Nächsten wie dich selbst.“ Es soll merken, dass Gott nicht einfach ein mächtiger Verbündeter ist, den man für seine eigenen Pläne und Wünsche einspannen kann. Es soll in ihm den Vater sehen, dem es in jeder Situation vertraut, vertrauen kann, weil es sich bemüht, nach seinen Gesetzen und Vorschriften zu leben. Es soll begreifen, dass es die Sünde ist, und hier zuerst die eigene, die das Kommen des Reiches Gottes behindert und verzögert. Es soll zuerst das Reich Gottes suchen und seine Gerechtigkeit. Dann erst wird ihm alles andere, auch eine bessere Welt, mehr Menschlichkeit, Frieden und Gerechtigkeit, hinzu gegeben werden.

